

ÜBERSICHT

DER SECHS BÜCHER DES LUKREZ

VON DER NATUR DER DINGE.

E R S T E S B U C H .

Man hat sich gewundert, wie Lukrez, den man doch für einen Feind der Götter gehalten hat, gleich zu Anfang seines Werkes, seinen Grundsätzen so untreu, die Göttin Venus zur Schutzgöttin seines Gedichtes anrufen konnte.

Die, welche solche Zweifel anregen, müssen wenig mit den Freiheiten eines Dichters bekannt seyn, dem alles zu Gebote steht, was ihm zur Verschönerung seines Werkes dienen kann.

Das Lukrez hier den Begriff der ganzen Natur in der Person einer Göttin vereinigt darstellt, die man zu seiner Zeit als Göttin der Schönheit verehrte, und der man den Trieb und die Erzeugung aller lebendigen Wesen zuschrieb, das darf keinen wundern, der die Unbefangenheit seines großen dichterischen Geistes erkannt hat. Diese persönliche Darstellung ist nicht etwa ein leeres, dichterisches Bild; sie umfaßt vielmehr alle Gefühle, welche die reizende Natur darbietet, und schmückt das Gedicht mit den glänzendsten Farben der Poesie.

So mochte es dem Dichter erlaubt seyn, durch die Erhebung der Göttin zur höchsten Würde, als Schöpferin der Dinge, dem römischen Volke, das sich von ihr entsprossen hielt, eine schmeichelnde Erinnerung seines Ursprunges zu geben.

Und nun das Gemälde selbst. Welch ein Anblick! die Göttin kommt, und die Wolken weichen vor ihr, die Winde legen sich, die Erde streut ihr liebliche Blumen, die Flächen des Meeres lachen ihr entgegen, und der besänftigte Himmel glänzt mit ausgebreitetem Lichte. Alsobald kommen die Vögel hervor, und bringen ihr Lied; der Göttin Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen; die Thiere der Wildniß hüpfen durch die Auen, setzen durch reisende Ströme, und vom zaubrischen Reitze durchdrungen, folgt ihr alles mit Lust und brünstigem Verlangen. Dies ist das Bild der Natur selbst im Frühling des Jahres. Es füllt die Brust mit Entzücken.

Dieser Gottheit widmet sich der Dichter, denn sie beherrscht alle Naturkräfte, und von ihr erwartet er Schutz und Beistand zu seinem Werké.

Dafs sie, um seinem vortrefflichen Freunde Memmius zu gefallen, den Wohlreiz seiner Verse noch verdoppeln möge, ist ein herrlicher Zug; und das darauf folgende Bild von der Vereinigung der Göttin der Schönheit mit dem Kriegsgotte Mars, in Bezug auf den für die Römer zu stiftenden Frieden, ist von der anziehendsten Schönheit; längst gepriesen und bewundert.

So wollen wir nun weiter den Hauptinhalt des Gedichtes nur kurz berühren, und die vorzüglichsten Stellen desselben anzudeuten suchen.

Der Dichter fängt vom 48sten Verse an, den Inhalt seines Gedichtes auszulegen. Er spricht von der Natur und den Eigenschaften der Götter, und zürnt auf die Verbrechen jener Religion, die man hier, wie durchaus in dem Gedichte, für den falschen Aberglauben anzunehmen hat.

Diese schildert er als ein schreckliches Ungeheuer, das sein Haupt aus den Gegenden des Himmels hervorstreckt, und von da mit gräfslichem Blick den Sterblichen drohet. Ein Mann tritt auf, (Epikurus) und wagt dem Ungeheuer entgegen zu gehen. Nichts vermag ihn abzuschrecken. Er durchbricht endlich die Kerker, worin die Natur so lange verschlossen lag, dringt durch die Mauern des Weltalls, und bringt uns von da die Kenntniß, auf was Weise diese Zusammenfügung der Dinge möglich geworden sey.

Mit weiser Vorsicht begegnet hier der Dichter dem Vorwurfe der Gottlosigkeit, und dafs seine Lehren auf böse Wege hinführen könnten. Er leugnet dieses, und beweiset vielmehr durch ein Beispiel, wie verderblich die Folgen einer falschen Religion seyn können.

Hier das Opfer der Iphigenia.

Die Gegenwart des Vaters, die Priester mit dem Mordstahl, die Thränen in den Augen des Volkes; die Jungfrau selbst, die zitternde, ohnmächtige; ergriffen von Händen der Männer, die sonst keine Jungfrau berühren durften; das *casta inceste* neben einander gestellt; sie, die Erstgeborene des Königs; nahe ihrem Brauttagé! — das sind Bilder und Worte, die jedes Herz in Bewegung setzen müssen.

V. 110. Nun kömmt der Dichter auf die Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, welche Furcht er meist doch nur aus Unkunde von der Natur unseres Geistes herleitet.

Hier beschuldigt er noch den Dichter Ennius, dem er sonst ein

vortreffliches Lob ertheilt, daß er doch auch diesen Träumereien nachgegangen habe. Er will daher nebst den übrigen Gegenständen, die Natur des Geistes und der Seele genauer erforschen; die Erscheinungen untersuchen, die uns zuweilen wirklich das Bild der Längstverstorbenen wie gegenwärtig vorstellen. . . .

Klage über die Schwierigkeiten seiner Sprache, die Erforschungen der Griechen in lateinischen Versen vorzutragen. Aber der Preis seiner Bemühungen sey die Tugend seines Freundes, das erhoffte Vergnügen seiner süßen Freundschaft, die ihm jede Arbeit leicht mache, und ihn Nächte zu durchwachen heisse, um die Worte zu finden, die seinem Geiste klare Begriffe geben, und ihm verborgene Dinge enthüllen möchten. Deyn nur reine Ansicht der Natur und gründliche Erwägung der Dinge zerstreuen jene Nebel des Geistes.

V. 151. Hier fängt der Dichter an seinen ersten Grundsatz fest zu stellen: „daß nämlich aus Nichts nichts entstehen könne.“ Den Beweis dieses Satzes führt er auf sinnreiche Art durch mancherley Argumente, die zugleich Beweise sind seines tiefen Sinnes und des Reichthums seiner Einbildungskraft.

Die schönen Verse von V. 251 an, werden keinem entgehen, der Sinn dafür hat. —

V. 270. Aber es giebt auch Körper, die wir nicht sehen und doch empfinden; wie zum Beispiel die Winde, deren Gewalt der Dichter höchst poetisch beschreibt. So auch die Gerüche. Dinge nehmen ab und verzehren sich, ohne daß wir die abnehmenden Theile bemerken. Mehrere Beispiele poetisch ausgeführt. — Die Natur führt ihr Werk aus durch verborgene Körper.

V. 330. Aber nicht alles hält dicht gedrängt zusammen. Es giebt auch ein Leeres. Das zu wissen ist von höchster Wichtigkeit. Gäß es ein solches nicht, so könnte nichts fortrücken, nichts gedeihen noch sich bewegen. Mehrere sinnreiche Beweise hievon.

Alles bezieht sich in der Natur auf zwei Dinge, auf Körper und Leeres. Diese sind stets mit einander verbunden. Alles übrige, welchen Namen man ihm auch giebt, ist nur Zustand oder Ereigniß dieser beiden.

V. 460. Körper sind theils die ersten, die Urkeime der Dinge, theils aus diesen zusammengesetzt. Jene sind von einfacher dichter Natur, unveränderlich und unvernichtbar, können durch keine Gewalt aufgelöst oder zerstört werden, und sind daher ewig; diese hingegen, mit dem Leeren vermischt, sind auflösbar und also vergänglich.

V. 540. Fernere Beweise des Leeren, durch vielerlei Ansichten und Gründe unterstützt. Die Materie ist von ewiger Dauer, sonst wäre vielleicht alles schon wieder in's Nichts übergegangen. Aber die Stoffe erhalten das Daseyn der Dinge, und bringen es, durch Vermischung mit dem Leeren, immer wieder zu neuer Gestalt und Blüthe.

V. 593. Noch giebt es auch in den Dingen ein Kleinstes, sonst müßte sich alles in unendliche Theile auflösen lassen.

V. 676. Von den Elementen. Wie verschieden diese von andern angegeben worden. Heraklitus nimmt das Feuer als ersten Grundstoff aller Dinge an, und wird deshalb scharf getadelt.

V. 717. Großes Lob des Empedokles. — Die ganze Insel Sicilien, sein Geburtsland, mit allen seinen Wundern und Schätzen, wird diesem großen Manne gleichsam zur Fußstelle hingesezt, worauf Er zu höchst steht. Treffliche Schilderung dieser Insel und des Berges Aetna.

V. 735. Doch hat auch Er und mehrere seiner Nachfolger geirrt, indem sie vier Elemente annahmen.

V. 743. Vielfältige Einwürfe dagegen.

V. 830. Nun zu der Homöomerie des Anaxagoras. Die Unmöglichkeit derselben wird mit scharfem Urtheile bewiesen. Alles was besteht, besteht seiner Gestalt nach, aus fremden Theilen. Schöne Beispiele aus der Natur. Nur das verschiedene Verhältniß der Stoffe zu einander bewirkt die Verschiedenheit der Körper.

V. 920. Nun nimmt der Dichter einen neuen Schwung. Er fühlt die Schwierigkeit der Dinge; aber die große Hoffnung des Lobes hat ihn mit dem Thyrsus durchbohrt, und zugleich in sein Herz die süße Liebe der Musen eingefloßt, wodurch er angetrieben, mit regem Geiste die piärischen Gefilde durchwandelt, die noch kein Fuß betreten hat. Er sucht neue Quellen auf, um daraus zu schöpfen; neue Blumen will er brechen, um sich daraus einen Kranz zu winden, den die Muse noch keinem Dichter verliehen hat.

Er erklärt hierauf die Weise seines Verfahrens; wie er von großen Dingen rede, Licht in das Dunkel bringe, und zuletzt alles mit der Anmuth der Musen ausschmücke: hierin den geschickten Aerzten ähnlich, welche den Kindern den bitteren, aber heilsamen-Saft im honigbestrichenen Becher darreichen. Gleichermassen scheint es ihm nöthig, der widersetzlichen und unverständigen Menge die Lehren der Wahrheit, gleichsam mit dem Honig der Musen besprengt, einzufloßen, und die Natur in ihrer Schönheit darzustellen.

V. 957. Das All ist unendlich. Nirgend, von keiner Seite hat es ein Aeußerstes oder Gränzen. Herrliche Gleichnisse.

Nimm, es hätte Gränzen, und du würdest einen Pfeilschützen auf den äußersten Rand derselben hinstellen, würde nicht der abgedrückte Pfeil entweder ein Hinderniß finden, weiter fort zu fliegen, oder auf den Schützen zurückkehren? Beides zu denken wäre ungeheimt.

Nun folgen mehrere Gründe, aus der Vernunft und Natur genommen, mit ausnehmender Beredsamkeit vorgetragen.

V. 1050. Zuletzt sucht der Dichter noch die Meinung derjenigen umzustossen, welche glauben, daß alles, außer den feineren Lüften und dem Feuer, nach dem Mittelpunkte des Ganzen hinstrebe; das übrige aber sich nach der Erde dränge, die dann, auf sich selbst gestützt, auch unter ihr Thiere und Geschöpfe ernähre, und ihren eigenen Himmel habe; das Feuer hingegen und die feinere Luft flöge in die höheren Regionen, und sammle sich daselbst, und baue die Mauern der Welt, die, wenn sie einmal aus einander sprängen und zerflögen, den allgemeinen Ruin der ganzen Welt nach sich reißen würden. . . .

Diese bestreitet und verspottet er, und schließt mit prächtigen Versen.

Z W E I T E S B U C H .

Wer vom hohen Felsen auf dem vom Sturme durchwühlten Meere ein nothleidendes Schiff sieht, der kann sich erfreuen, nicht ob dem Unfall anderer, sondern weil er sich selbst von diesen Bedrängnissen befreit fühlt.

Gleichermassen ist es angenehm, die streitenden Schaaren der Krieger aus der Ferne zu schauen, gesichert vor eigenen Gefahren.

Aber süßer ist nichts, als die von den Weisen hocherbauten, wohlbefestigten Tempel zu bewohnen; wo du hinab kannst sehen auf andere, wie sie im Irrthum schweifen und den Weg des Lebens vergeblich suchen; Tag und Nacht arbeiten, Reichthümer zu erwerben, sich zu Macht und Herrschaft empor zu heben.

O die armen, blinden Menschen! wie verderben sie sich selbst den kurzen Moment des Lebens! Sehen sie denn nicht, daß die Natur nichts weiter fodert, als daß wir, vom Schmerze befreit, ohne Furcht noch Sorge des heitern Sinnes genießen mögen? Wenig nur verlangt sie zur Unterhaltung des Körpers; ja, sie reicht zuweilen Ergötzlichkeiten dar, mehr als wir selbst zu fodern scheinen.

Halten nicht goldene Jünglingsgestalten, im Gold- und Silbergeschmückten Saale, flammende Fackeln empor, den nächtlichen Schmaus zu erhellen; schallt nicht Cithergesang von getäfelten Wänden wieder: nun so lagert man sich unter dem Schatten hoher Bäume, neben dem rieselnden Bach, auf weiche Rasen hin, pfleget des Körpers froh, auch ohne großen Reichthum. Sonderlich dann, wann die Jahreszeit lacht, und mit bunten Blumen die grünenden Wiesen überstreuet.

Wahrlich, das Fieber weicht nicht schneller von gemahlten und purpurnen Decken, als wenn du dich in gemeines Gewand einhüllst.

Mögen daher nicht Schätze, noch Ehren der Welt, etwas zum Wohl des Körpers beitragen, so möchten sie wohl noch weniger zur Befriedigung des Gemüthes hinreichen.

Müßte denn seyn, daß wenn du deine Heerschaaren auf dem Marsfeld umherschweifend siehst; deine Flotten durch die Meere schwimmen, daß dann sich der erschrockene Aberglaube und die Furcht vor dem Tode dir aus der Brust entfernen, und diese frei lassen möchten. Findet sich aber, daß dieses nur Tand und Kinderspiele sind; daß die Furcht in dem Menschen, daß die verfolgende Sorge sich nicht vor dem Schalle der Waffen scheut, noch vor wildem Geschosse, sondern kühn unter Könige tritt und unter der Länder Beherrscher, unverblendet vom Goldglanz und vom Purpur ihres Kleides: dann sieht man klar ein, daß dieß alles nur wenig helfe; zumal da dieses Leben noch so tief in Finsterniß liegt, und wir, wie die Kinder im Dunkeln, so bei hellem Lichte des Tages, vor jeder Kleinigkeit erzittern und beben.

Diese Schrecken des Geistes jedoch und diese Finsternisse können nur durch freie Ansicht der Natur und Erkenntniß der Dinge zerstreuet werden.

Ich habe den Anfang dieses zweiten Buches etwas umständlicher und paraphrastischer hergesetzt, damit man seine ganze Schönheit übersehen möge.

Noch wird man mir erlauben, demselben einige Bemerkungen beizufügen. So trocken dieses Buch vielen scheint, und in der That auch wenig Anziehendes für die meisten hat, so muß man immer Kunst und Geschicklichkeit in demselben bewundern. Es war nämlich keine leichte Aufgabe für den Dichter, das wunderliche, und wenn man will, chimärische System von Entstehung der Welt aus Atomen, einigermaßen sinnlich und zusammenhängend darzustellen. Wie vieles mußte er sich dabei erdenken, und wie schön hat er es dennoch durch Gleichnisse, Bilder und Stellen zu erheben gewußt! — Dieses bewog vielleicht den nicht zu günstigen Cicero, dem Dichter den Ruhm der Kunst nicht abzusprechen; ja Quintilian gesteht ihm selbst Eleganz zu.

Uebrigens lassen wir uns hier, wie anderwärts, durchaus nicht auf das System ein; sondern wir loben und bewundern nur den Meister, der solchen Gegenstand so herzustellen gewußt hat.

V. 61. Hier fängt nun der Dichter an, die Eigenschaften dieser ersten Körper, Stoffe oder Atomen, näher auszulegen.

Zuerst spricht er von den Bewegungen, wodurch sich die Körper der Materie erzeugen, oder wieder auflösen; von der Kraft, die sie treibt; von ihrer Schnelligkeit, durch's weite Leere zu gehen.

Er ermahnt seinen Memmius zur Aufmerksamkeit.

V. 65. Keine Materie hängt dicht gedrängt zusammen. Dinge nehmen zu, und nehmen ab. Wir sehen, wie Alles sich verzehret, und gleichsam zuletzt aus den Augen verschwindet. Aber die Summe des Ganzen bleibt unveränderlich stehen; denn was hier abgeht, setzt sich dort wieder an. Jenes veraltet, dieses blüht auf. So wechselt und verändert sich alles. Wir borgen gleichsam nur das Leben von andern; wie jene Läufer der Bahn, bei den Festspielen der Athenienser, nimmt einer die Fackel aus der Hand des andern.

V. 79. Irrig und ungereimt wäre es zu sagen, die Stoffe verweilten in ihrem Lauf. Da sie sich im Leeren bewegen, so treibt sie entweder eigene Schwere, oder der Stofs von andern. Auch giebt es ja in dem unendlichen Leeren kein Oberstes noch Unterstes. Sie werden von allen Seiten getrieben, haben keine Ruhe, und stoßen und verwickeln sich auf mancherlei Art. So bilden sie hier Felsen

und starres Eisen; dort die dünne Luft und das glänzende Licht der Sonne.

V. 108. Noch viele andere schwärmen frei im Leeren umher, die keine Verbindung getroffen haben. Hier das Beispiel von den Sonnenstäubchen, deren geheime und verborgene Triebe auf eine anziehende Kraft hindeuten könnten, die aller Materie eigen zu seyn scheint.

V. 141. Nun ihre schnelle Bewegung. Sie ist weit schneller als die Strahlen der Sonne. Ein schönes Bild von der aufgehenden Sonne.

V. 167. Hier ein Ausfall auf diejenigen, welche glauben, es müsse alles durch Hülfe der Götter entstanden seyn. Der Dichter glaubt behaupten zu können, daß dieser Weltbau nicht durch göttliche Macht für uns erschaffen sey, da er so viele Mängel noch in sich trägt. Er verspricht anderswo sich hierüber zu erklären.

V. 184. Daß kein Körper von sich selbst in die Höhe steige; mehrere Argumente.

V. 216. Abweichung der Atome im Niederfallen. Daher entsteht die Veränderung in den Dingen. Selbst das Schicksal, und der freie Wille des Menschen. Dieser zeigt sich sogar bei den Thieren; aber er wohnt in der Brust des Menschen und könne auch äußerer Gewalt und selbst dem Schicksal widerstehen.

V. 294. Die Beschaffenheit und Bewegung der Atome bleibt sich immer gleich. Die Summe der Dinge nimmt nicht ab, noch zu.

V. 308. Warum uns, bei beständiger Bewegung der Dinge das Ganze doch in Ruhe zu bleiben scheint.

Gleichnisse. Wann du auf der Höhe eines Berges stehst, und eine Heerde Schaaf in der Ferne weiden siehst, so bemerkst du gleichsam nur einen stehenden weißen Fleck auf dem grünen Hügel. Ingleichen scheint dir ein Trupp Reuter, der im Anlauf ist, aus derselben Höhe, nur wie ein Blitzstrahl auf den Feldern.

Diese beiden Gleichnisse sind schön ausgemahlt; jenes mit Zartheit, dieses mit Kraft.

V. 333. Nun kommt der Dichter auf die verschiedenen Formen und Figuren der Urkeime oder Atome:

Sie sind unendlich an Zahl und Verschiedenheit.

Diese Verschiedenheit ist nicht nur in den Geschlechtern, sie theilt auch die Individuen auseinander. Wie könnte sonst die Mutter ihr Kind, das Kind die Mutter erkennen?

Treffliches und rührendes Bild einer Mutter, die ihr zum Opfer

geschlachtetes Kalb sucht. Sie durchstreift die Triften, die Büsche, um ihren Säugling zu erspähen. Nun füllt sie den Wald mit Klagen; kehrt oft wieder zurück zum Stalle, um da ihn zu finden. Nicht die zarten Weiden, keine Kräuter reitzen sie mehr. Nicht die am hohen Ufer hinstreichende Fluth mag sie ergötzen, noch ihr Gemüth vom Kummer erlösen. Selbst die Zucht anderer Heerden auf der Flur kann sie nicht zerstreuen: so sehr hängt ihr Herz an dem Eigenen, an dem Bekannten! — Welches Gemähle!

Auch das stöfsige Böckchen erkennt die Mutter, auch das springende Lämmchen. Alle treibt die Natur an die Brust hin die ihnen eigen ist.

V. 371. Eben den Unterschied bemerken wir auch an den Getreidearten, Früchten, Muscheln und andern. Jedes Einzelne ist verschieden von dem andern. Gleiches wendet nun der Dichter auf alle Körper der Natur an, deren wesentlicher Unterschied durch die Verschiedenheit der Fügungen und Figuren der Stoffe besteht.

So mag auch das Feuer des Blitzstrals aus kleinern und feinem Stoffen bestehen, als unser gewöhnliches Feuer aus Lampen und Fackeln. Das Licht geht durch Körper, durch welche das Wasser nicht dringt. Honig besteht aus glatten und runden Stoffen. Selbst was die Sinne auf angenehme oder widrige Art berührt, das liegt in der Beschaffenheit der Stoffe.

Mehreres hierüber hat der Dichter weitläufig und zierlich ausgeführt.

Vom 528. Vers an sucht er seinen Vortrag noch gefälliger zu machen, indem er lehrt, daß zwar die Stoffe aller Art, von allen Seiten, durch unaufhörlichen Trieb, aus dem unbegrenzten All herbeiflögen; jedoch aber gewisse Arten und Figuren derselben in manchen Gegenden sich seltner, in manchen häufiger fänden. Hieraus beweist er die Seltenheit mancher Thiere und Geschöpfe, die sich an gewissen Orten häufiger erzeugen.

Hier führt er uns den Elephanten vor mit dem Schlangentrüssel. Seine Zahl ist in Indien zu Tausenden, und er umgiebt das Land gleichsam mit einem elfenbeinernem Wall. Doch sieht man denselben bei uns nur wenige, gleichsam nur als Muster.

V. 552. Um seinen Gegenstand näher zu bezeichnen und die Folgen eines ungeordneten Hinwurfs der Stoffe anzudeuten, stellt er uns abermals ein Bild vor: Einen Sturm im Meere; die gescheiterten Schiffe, Ruderbänke, Steuer, Segel, Maste, wirft das erzürnte

Meer weithin an alle Küsten der Erde, daß sie den Menschen ein warnendes Zeichen seyn sollen, nie den schmeichlerischen ungetreuen Wogen zu vertrauen.

Diesem vergleicht der Dichter die hin und hergeworfenen Massen der Materie, die sich zerstreuen würde, wenn nicht eine unzählige Zahl der Stoffe von jeder Gattung vorhanden wäre. Wäre sie es nicht, so könnten die Dinge, die aus der begrenzten Art entstanden, nie wieder hergestellt werden. So dauert aber der Wechsel der verschiedenen Gattungen ewig fort, um das immer wieder aufs neue herzustellen, was verloren gegangen ist. Hier der Tod, dort neues Leben. Jeder Tag vernimmt das Wimmern des Säuglings eingemischt in die Klage um den Todten.

V. 581. Nichts kann aus Stoffen einerlei Art entstehen. Die Mannigfaltigkeit derselben bringt die Mannigfaltigkeit der Dinge hervor.

V. 589. So ist unsre Erde. Sie besteht aus den mannigfaltigsten Stoffen, und bringt alle Dinge hervor. Darum haben sie auch die alten Dichter der Grajen als Mutter der Götter und Menschen und aller lebendigen Wesen verehrt, und ihr zu Ehren feierliche Feste gegeben.

Der Dichter beschreibt dieselben mit wahren dichterischem Pomp, und fügt noch hohe Sprüche der Weisheit seiner Erzählung bei.

V. 640. Lukrez erkennt die Vortrefflichkeit dieser Vorstellungen, ob sie gleich von der wahren Beschaffenheit der Dinge abweichen. Sinn und Empfindung könne man der Erde nicht beilegen; wolle man jedoch das Meer, Neptunus, das Getraide, Ceres, den Wein, Bacchus, nennen, so habe er nichts dagegen, wenn man auch die Erde die große Mutter der Götter benennen wolle.

V. 659. Oft trifft man auf einer Wiese verschiedne weidende Thiere an; Wollenheerden, Rinder, Rosse, die unter demselben Himmel leben und dieselbe Nahrung genießen. Doch sind sie an Gestalt, Art und Weise sehr verschieden; und erhalten Art und Sitten ihrer Eltern. So groß muß die Verschiedenheit der Stoffe in jeder Art Pflanzen seyn! So enthält auch das Holz verschiedenartige Theile, Rauch, Flamme und Asche.

Auch finden wir Dinge, die zugleich mehrere Eigenschaften in sich enthalten, z. B. die des Geruches und Geschmacks zugleich. Dieses kommt auch zum Theil aus der verschiednen Verbindung und Zusammensetzung; so wie du auch in diesen Versen bemerken kannst, daß dieselben Buchstaben durch verschiedne Zusammensetzung verschiednen Sinn und Bedeutung erhalten.

V. 700. Doch muß man nicht glauben, daß alles auf alle Art könne verbunden werden; sonst würden wir Ungeheuer von mancherlei Gestalt vor uns sehen. Nein, alles besteht aus bestimmtem Samen, von bestimmter Mutter, damit es im Fortwuchs sein Geschlecht erhalten möge.

V. 724. Die Verschiedenheit der Stoffe bewirkt auch Verschiedenheit der Zwischenräume, Gänge, Verbindung, Bewegung und des Gewichts. Dadurch werden nicht allein die lebenden Geschöpfe, dadurch wird auch Himmel und Erde getrennt.

V. 729. Nun zu dem Unterschied von den Farben. Diese hat der Dichter mit Fleiß untersucht.

Das Weisse besteht nicht aus weissen Stoffen, noch das Schwarze aus schwarzen, so wie keine Farbe aus den ähnlichen. Die Stoffe haben keine Farbe. Beweise hievon.

Die Wogen des blauen Meeres werden weiß, wenn der Sturm sie bewegt. Das könnten sie nicht, wann die Stoffe blau wären. So verändern sich auch die Farben an dem Halse der Tauben, am Schweife der Pfauen. Der verschiedene Wurf des Lichtes bewirkt es.

Wann die Stoffe selbst von verschiedener Farbe wären, so würde man nicht die bestimmte Farbe an den Theilen gewisser Thiere finden. Wir würden weisse Raben sehen, und schwarze Schwäne; zuweilen auch bunte.

Auch bemerkst du, wann du Körper in ihre kleinsten Theile zerlegst, daß diese die Farbe verlieren. So verliert das Gold seinen Glanz, der Purpur seine Röthe.

Übrigens, da du nicht allen Körpern Ton und Geruch einräumst, so kann es auch Körper geben, die du nicht sehen kannst. Aber nicht allein der Farbe sind die Stoffe beraubt, sondern auch der Kälte, der Wärme, des Schalles und des Geruchs.

So, wann du wohlriechende Salben aus Narden oder andern Blüthen bereiten willst, suchst du das reinste Oehl aus, um nicht fremde Gerüche darunter zu mischen.

Alles andre Zerbrechliche oder Auflösliche ist weit von den Stoffen entfernt.

V. 864. Nun beweist der Dichter, daß das Empfindliche aus Unempfindlichem hervorkomme.

Aus dem stinkenden Mist kommen bei nasser Witterung lebendige Maden hervor.

Wasser, Laub, Kräuter, wandeln sich in Thiere; das Fleisch der

Thiere in menschliche Körper; diese oft in Leiber wilder Thiere und Raubvögel.

So verwandelt die Natur alle Speise in lebende Körper, und daraus erzeugt sich Sinn und Empfindung.

Nicht anders verkehrt sich trocknes Holz in Feuer und Flamme. Und endlich, was ist das, was unser Gemüth selbst rührt und bewegt? was so mancherlei Empfindungen in uns hervorbringt, wenn du das Empfindliche nicht aus dem Unempfindlichen hervor gehen lässest. —

Nun wiederholt der Dichter nochmals, dafs er nicht aus allem Unempfindlichen Empfindliches hervor gehen lasse; als aus Holz, Steinen, Erde u. dergl., sondern dafs es darauf ankomme, von welcher Beschaffenheit und Gröfse die Stoffe seyen, welches ihre Figur, Lage und Bewegung, und die Verbindungen unter einander.

So geht er nun weiter in seinen folgereichen Sätzen fort, und beleuchtet sie auf gar mancherlei Weise.

V. 990. Zuletzt ruft er gleichsam aus: sind wir denn nicht alle aus himmlischem Samen erzeugt? haben wir nicht alle Einen Vater, von dem die gütige Erde die feuchten Tropfen empfängt; woraus sie glänzende Saaten gebiert, fröhliche Büsche, und zuletzt das Menschengeschlecht und alle Geschlechter der Thiere; denen sie ihr Futter reicht, wodurch sie ihre Leiber nähren, ein süfses Leben führen, und ihr Geschlecht fortpflanzen.

Zurück zur Erde weicht, was von ihr entstanden ist; was von dem Himmel kommt, steigt wieder zu seinen gestirnten Wohnungen empor. Nichts vernichtet der Tod gänzlich, nur die Verbindungen werden zerstreut.

V. 1022. Nun nimmt der Dichter einen hohen Flug zu neuen, noch unerhörten Dingen. Vorher eine kleine Ausschweifung.

Nämlich, dafs kein Ding so leicht zu begreifen sey, das nicht anfänglich Zweifel und Widerspruch erzeuge; und wieder nichts so wunderbar und grofs, worüber sich nicht nach und nach die Bewunderung vermindere. So, die reine und klare Farbe des Himmels, die Pracht seiner Gestirne, der herrliche Glanz der Sonne und des Mondes. Alle diese Dinge, wenn sie jemand zuerst und von ungefähr sehen würde, was würde er bewunderungswürdiger finden können? Etwas, das niemand nur gewagt hätte zu glauben? — Und nun, gesättigt und ermüdet von dem Anblick, würdigt kaum einer einmal zu den lichten Gewölben des Himmels emporzuschauen.

Deshalb sagt er zu seinem Memmius, wolle du dich nicht durch die Neuheit der Sache erschrecken lassen, noch meine Gründe verwerfen; sondern sie desto genauer prüfen, und findest du sie wahr, so reiche mir die Hand; scheinen sie dir hingegen falsch, so rüste du dich gegen mich! —

Nun zur Sache! Nämlich es fragt sich das Gemüth, da noch aufser den Mauern dieser Welt ein unendlicher Raum ist, was wohl dort seyn möge, wohin der Verstand blicken, und einen freien Wurf seines Gemüthes hinrichten könne?

Da nun, wie wir schon anfänglich gelehrt haben, das Ganze keine Grenzen hat, weder oben, noch unten, noch an irgend einer Seite; wie auch dieses die Natur der Sache selbst ausweist; so ist es auf keine Weise wahrscheinlich, (da von allen Seiten ein unendlicher Raum offen steht, auch die Zahl der Stoffe unendlich ist, die durch ewige Regung auf mancherlei Weise umherschwärmen), dafs nur dieser einzige Erdkreis und dieser einzige Himmel entstanden. Daher ist es nothwendig einzugestehen, dafs auch anderwärts ähnliche Verbindungen der Materie vorhanden seyen, durch welche unsre gegenwärtige Welt besteht; andere Erden, bewohnt von Menschen und Thieren.

Diesen Gedanken verfolgt Lukrez nun weiter; auch aus dem Grunde, dafs in der Natur kein Ding sey, das sich nur einzig erzeuge; einzig und allein in seiner Art.

Hierauf kommt er auf die Behauptung, dafs diese Natur frei und durch sich selbst da sey, und findet es lächerlich, dafs man die Regierung aller dieser unermesslichen Dinge einer einzigen Hand anvertrauen wolle, wo doch so mancherlei Dinge dem Willen eines Einzigen widersprächen.

V. 1104. Nun folgen noch mehrere Betrachtungen über den Bau dieser Welt: dafs nach erster Entstehung derselben noch mehrere Theile können hinzugekommen seyn, auch vieles wieder im Abnehmen sey. Dazu führt er Ursache und Beispiele an; schliesst aus diesen Gründen, dafs die Erde zuletzt sich ganz erschöpfen und zerfallen werde. Schon jetzt bemerke man die Abnahme in vielen Dingen. Er meint, die Erde habe sonst weit gröfsere Menschen hervorgebracht. Kräuter und Früchte seyen weit üppiger gewachsen. Der Landmann habe weit weniger Arbeit und Mühe gehabt, und er seufze nun oft, wann er die gegenwärtige Zeit mit der vorigen vergleiche, wo die Menschen noch frömmer gewesen, und bei geringerm Umfang des Ackers weit glücklicher und zufriedner leben konnten.

D R I T T E S B U C H .

V. 1. Der Dichter bricht aus in Lob und Bewunderung seines Meisters Epikurus. Er glaubt ihm allein alles schuldig zu seyn, und nur aus Liebe zu ihm sucht er ihn nachzuahmen. Mit kindlicher Ehrfurcht preifst und erhebt er seine goldenen Aussprüche.

Seine Lehre von der Natur der Dinge habe sich nicht sobald kund gethan, so seyen die Schrecken der Seele entflohen; die Sitze der Götter haben sich aufgeschlossen, wo ewige Ruhe und Zufriedenheit herrscht.

Nirgends erblicke man mehr die Schlünde des Acherons; denn auch alles unter uns sey klar und aufgedeckt.

Hiebei nun ergreife ihn himmlische Lust und Schauer, wenn er bedenke, dafs so, durch die Kraft seines Geistes, die ganze Natur sich enthüllt habe.

V. 15. Bei diesem Verse eine kleine Bemerkung. Gegen alle Autorität der Handschriften, wie Wakefield deutlich bewiesen hat, haben hier die Herausgeber und Kommentatoren ein kleines Wörtchen *haud* eingedrängt; welches der Stellè ihren wahren Werth und Nachdruck benimmt.

Auch im fünften Buch V. 336. bedient sich der Autor des Ausdrucks: *haec natura rerum et ratio*, um sein Werk damit zu bezeichnen. Creech giebt es blos durch den allgemeinen Namen: *Philosophia*.

V. 31. Der Dichter wiederholt hier in kurzem, was er in vorigem Buche besungen, und rüstet sich nun auch die Natur des Geistes und der Seele zu erklären, da durch deren wahre Erkenntniß allein Schrecken und Furcht des Todes aus den Gemüthern zu vertreiben wären.

V. 41. Zwar, sagt er, hätte es schon viele gegeben, die gleiches gelehrt hätten, nämlich, dafs die Seele des Menschen im Blute wäre, und dafs Krankheit und ein schändliches Leben ärger zu scheuen seyen, als die Schlünde des Todes; auch sey, dieses zu beweisen, unsre Lehre überflüssig. Dafs sie dieses mehr aus eitler Ruhm- und Prahlucht, als aus eigener Ueberzeugung, sagen, dazu sehe man ihr Leben an! Verabscheut von Menschen, ohne Vaterland, mit Schmach und

Schande beladen, suchen sie doch immer noch das Leben zu erhalten. Wohin sie nur ihr Elend treibt, begehen sie Todtenfeier, schlachten schwarzes Opfervieh, verehren die unterirdischen Götter, und hängen im Unglück nur ängstlicher dem Aberglauben an. Darum muß man den Menschen in mißlichen Umständen und im Unglück beobachten, wie er da ist. Dann erst dringt die Stimme der Wahrheit aus dem Busen hervor. Die Larve fällt, der Mensch bleibt.

V. 59. In den folgenden Versen leitet der Dichter alle bösen Leidenschaften, Unheil und Laster, auch den Selbstmord, aus der ungezähmten Lust zum Leben und aus der Furcht vor dem Tode her. Man muß die Stellen selbst lesen, um sie beurtheilen zu können.

V. 94. Endlich bestimmt er die wesentlichen Eigenschaften des Geistes; den man auch Sinn und Verstand nenne, und der Rath und Steuer des Lebens führe.

Er sagt: dieser sey ein Theil des Menschen, wie Hand, Fuß, und jegliches Gliedmaß.

Ein Theil der Weisen hätte dafür gehalten, daß der geistige Sinn nicht einen bestimmten Sitz im Menschen habe, sondern eine gewisse lebendige Beschaffenheit desselben sei, welche die Griechen Harmonie nannten; so wie etwa die Gesundheit eine Beschaffenheit des Menschen sey, die keinen besondern Theil desselben ausmacht.

Lukrez erkennt dieses für einen Irrthum; denn öfters, sagt er, ist die Seele krank, der Körper aber gesund; und so umgekehrt. Der Fuß schmerzt, der Kopf ist ohne Schmerz. Der Körper liegt sinnlos im Schlaf, und doch ist etwas noch in uns, das mancherlei Vorstellungen erweckt. Auch können wir einen großen Theil des Körpers verlieren, und doch erhält sich noch das Leben. Weicht aber ein Theil der Wärme und des lebendigen Hauches von uns, so folgt der Tod; so, daß man sehen kann, der Geist sey nicht in gleichen Theilen durch den Körper verbreitet.

V. 131. Nun sein bestimmter Begriff von dem was man Geist oder Seele nennt. Beide sind aufs engste verbunden, und machen Eine Natur aus; doch ist das, was wir Geist oder Verstand nennen, gleichsam das Haupt, und beherrscht den ganzen Körper. Sein Sitz ist in der Mitte der Brust. Hier schlägt Furcht und Hoffnung; hier schmeichelt uns die Freude.

Der übrige Theil der Seele ist durch den ganzen Körper verbreitet, und gehorcht dem Willen des Geistes. Der Geist hat für sich allein Urtheil und Vergnügen, wenn auch Seele und Körper keinen

Theil daran nehmen. Nur bei heftigen und gewaltsamen Anfällen dringt die Bewegung durch die Seele in alle Glieder.

Daraus erkennen wir, daß die Natur des Geistes und der Seele körperlich seyn müsse. Denn wenn sie die Glieder fortreiben, den Menschen aus dem Schlaf aufraffen, die Gesichtszüge verändern, den ganzen Menschen regen und bewegen können, so müssen sie körperlich seyn. Nur der Körper berührt, und läßt sich wieder berühren.

V. 169. Die Seele theilt mit dem Körper seine Leiden. Wen ein Pfeil trifft, ob dieser gleich nicht tödtlich ist, den befällt Mattigkeit, ein Verlangen zur Erde zu sinken, ein Herumwerfen auf derselben, und ein ungewisses Streben sich wieder empor zu richten.

V. 178. Der Dichter läßt diese körperliche Natur der Seele aus sehr kleinen, runden und glatten Stoffen bestehen, und sucht durch mancherlei Gleichnisse ein anschauliches Bild hievon zu geben. Zuletzt legt er noch dem Geist eine vierte Eigenschaft bei, nämlich den warmen Lebenshauch. Hierüber macht er sinnreiche Bemerkungen und Vergleichen mit andern natürlichen Dingen, und sucht die äußerst zarte Natur des Geistes wo möglich sinnlich begreiflich zu machen. Es fehlt dabei nicht an tiefen Bemerkungen und trefflich ausgemahlten Bildern, z. B. von den verschiedenen Temperamenten der Thiere, in Anwendung auf den Menschen. Jedem ist sein eigenes Naturell gegeben, Fleiß und Unterricht können es bessern, doch nie ganz ausrotten; demohngeachtet bleibt so wenig davon, daß es uns nie hindern kann, ein Götter würdiges Leben zu führen.

V. 325. Noch mehr kräftige Beweise, daß Geist, Seele und Körper mit den engsten Banden unter sich verknüpft sind.

V. 360. Abweisung einiger ungereimten Vorstellungen von der Wirkung des Geistes und der Seele auf den Körper.

V. 372. Meinung des Demokritus, des herrlichen Mannes, daß die Stoffe oder Atomen des Körpers und der Seele gleich vertheilt im Menschen sich befänden, und die Glieder zusammenhielten. Er sucht diese Meinung durch mehrere aus der Natur entlehnte Gründe zu widerlegen.

V. 397. Doch sagt er zuletzt, der Geist herrscht mächtiger über den Körper als die Seele. Er allein erhält das Leben; mit ihm entflieht die Seele. Er bleibt, wenn auch ein großer Theil des Körpers und der Seele verlohren geht. Beweise aus Erfahrung und Natur.

V. 420. Nun kommt der Dichter auf die Sätze, wodurch er zu

beweisen sucht, daß Geist und Seele, welche beide er nun für Ein und dasselbe nimmt, zugleich mit dem Körper entstanden, zugleich auch wieder mit ihm vergehen.

Der Beweise sind viele, mit tiefer physiologischer Einsicht auf Gründe der Natur gestützt und trefflich ausgeführt; aber zum Auszuge hier zu weitläufig und beschwerlich. Wir wollen uns also sogleich zum Schluß desselben begeben.

V. 842. Nichts ist also der Tod; (beginnt nun der Dichter) indem er unser ganzes Wesen auflöst. Und wie wir in voriger Zeit kein Uebel empfanden, als der Pöner von allen Seiten eindrang uns zu bekriegen, und Himmel und Erde vom Kriegestumult erschüttert wurden, so werden wir auch in künftiger Folge-Zeit nichts fühlen, wann unser Wesen wird aufgelöst seyn, und wir nicht mehr sind.

Dieses zu beweisen fährt er fort und zeigt zuletzt V. 883. daß die erbärmlichen Klagen der Menschen über ihr Schicksal nach dem Tode hauptsächlich nur daher rühren, daß sie sich von der Idee ihres Selbst nicht losmachen können. Sie fühlen sich immer noch fort in dem nicht mehr mit Gefühl begabten Körper.

V. 907. Diese Klagen nimmt der Dichter einem von ihnen aus dem Munde, und trägt sie persönlich vor; berührt dabei mit zartem Gefühle, was auch den edeln Menschen am meisten an's Leben binden könnte. Er beantwortet diese Klagen.

V. 925. Weiter noch scherzt er über diejenigen, die nur bei Lust und Schmaufs über die Kürze des Lebens klagen. Gleichsam, fügt er hinzu, als wenn es das einzige Elend im Tode sey, von Durst ausgetrocknet, verdorren zu müssen.

V. 944. Hier fängt der Dichter eine eigene Prosopopöie an, indem er die Natur selbst redend einführt, die sich gegen die unbilligen Klagen der Menschen vertheidigt.

„Was klagst du denn, Sterblicher, (sagt sie) seufzest und beweinst den Tod! Ist dir dein bisheriges Leben angenehm gewesen, sind nicht alle Geschenke desselben bei dir, wie durch ein durchlöcheres Fafs ausgeflossen, und ohne Dank zu Nicht geworden; warum gehst du nicht wie ein gesättigter Gast von der Mahlzeit, und nimmst, o du Thor, die sichere Ruhe an! Ist dir aber jeder Genuß gleichsam hingeschüttet, und ist das Leben dir zuwider, warum suchst du noch mehr anzuhäufen, damit es auch zu Grunde gehe und deinen Widerwillen vermehre. Was ich weiter erfinden soll, dir das Leben gefällig zu machen, weiß ich nicht. Alles ist immer dasselbe. Wenn

auch dein Körper von Jahren noch nicht verzehrt ist, die erschöpften Glieder noch nicht ermattet und schlaff sind, so bleibt doch alles übrige dasselbe, wenn du auch Jahrhunderte durchleben würdest; ja noch weit mehr, wenn du nie aufhören würdest zu leben.“ —

Was sollten wir hierauf antworten? sagt der Dichter. Nichts weiter, als das die Natur Recht habe, und uns gerechte Vorwürfe mache. — Diese Unterredung setzt er fort, mit mehrern und wichtigen Gründen.

V. 984. Zuletzt führt er uns noch auf die Zeiten zurück, ehe wir geboren waren, und läßt uns diese von der Natur gleichsam als einen Spiegel unserer Zukunft vorhalten; sie fragt: „siehst du was schreckliches darin? etwas das dich betrübt machen könnte? ist nicht alles Ruhe und ein sicherer Schlaf? —

V. 991. Nun kömmt er auf die Vorstellungen, die man sich von der Hölle macht.

Alles dieses, was man vom Tantalus, Tityus, Sisyphus und andern erzählt, sei bei uns im Leben vorhanden, und aus demselben genommen. Tantalus zittre nicht unter der Last eines überhängenden Felsen; sondern dies sey der Abergläubische, der sich vor jedem Zufall des Schicksals fürchtet.

Auch Tityos hackten nicht die Adler; sondern die niedrigen Begierden und Wollüste verzehrten die Menschen.

Den Sisyphus sehen wir alle Tage vor Augen. Er ist es, der Ehren und Würden vom Volk zu erhalten sucht, und immer zurückgewiesen, immer wieder aufs neue anstrebt. Das ist der, der den schweren Stein auf den Berg zu wälzen sucht, der aber immer wieder zurückrollt.

Die Danaiden zuletzt, die schönblühenden Jungfrauen, die immer mit durchlöcherterem Eimer schöpfen, sind sie es nicht, die unser undankbares Gemüth darstellen, das sich durch keinen Genuß des Lebens ersättigen und ausfüllen läßt?

V. 1023. Endlich kommt der Dichter auch auf die Strafen der Hölle. Cerberus, Furien, einen Tartarus, giebt es nicht. Sie sind nie gewesen und können auch nicht seyn. Aber das böse Gewissen im Menschen ist statt Geißel, Ruthen, Folter und Henkersknechte. Daher die Furcht vor den Strafen, die noch immer heftiger bevorstehn, und von denen man kein Ende sieht.

So ist das Leben der Thoren das wahre Leben im Orkus.

V. 1037. Hier kommen einige Trostgründe, die wir über die Kürze des Lebens fassen können, und die aus dem gleichen Schicksale

so vieler großen und vortrefflichen Männer und Helden hergeleitet sind.

Hat nicht der gute Ankus auch das Licht des Lebens verlassen?
Er, der so viel besser war, als du, Undankbarer!

So viele Könige, so viele Herrscher der Völker, so viele große Feldherren?

Er selbst, der sich ehemals den Weg über das Meer gebahnt hat, und seine Legionen darüber geführt, er, Xerxes selbst, hat er nicht seine Seele dem sterbenden Körper ausgehaucht?

Scipio, der Kriegesdonner, der Schrecken Karthago's, auch er hat, wie der geringste Knecht, seine Gebeine der Erde gegeben.

V. 1049. Nimm noch die Erfinder der Wissenschaften und Künste, die Freundesgenossen der Helikonischen Musen; unter denen Homerus allein den Scepter trägt, der doch eben wie jene im süßen Schlummer ruht.

Als den Demokritus das hohe Alter erinnerte, daß die Bewegungen seines Geistes matter würden, gab er sich freiwillig hin dem Tode.

Ja Epikurus selbst, der die Grenzen des menschlichen Geistes zu überschreiten schien, starb nach vollendeter Laufbahn.

V. 1058. Und du stehst noch an und zauderst zu sterben? Du, der schon bei lebendigem Leibe todt ist? der den größten Theil des Lebens im Schlafe zubringt; wachend schlummert, nicht aufhört Träume zu sehen, und unter Schrecken und Furcht ein trübseliges Leben führt; oft selbst nicht finden kannst, was dir fehlt, und wie ein Trunkner stets, von Sorgen umhergetrieben, auf ungewisser Woge des Gemüthes schwankst? —

V. 1065. Kennen die Menschen die Ursachen, aus welchen die Last entsteht, die auf ihre Gemüther drückt, und die sie doch fühlen, sie würden ein anderes Leben führen, wie gewöhnlich, da keiner weiß was er will, immer umhersucht, und den Ort verändert, gleichsam als wenn er die Last daselbst ablegen könnte.

V. 1073. Eine leichte Schilderung eines Menschen solcher Art.

V. 1090. Endlich, welche Gierde nach Leben treibt uns, unter solchen Gefahren! Dem Menschen steht nun einmal sein Ende bevor, und überdem treiben wir uns ja immer in demselben Kreise herum, und kein neues Vergnügen erzeugt sich bei längerem Leben. Was wir entbehren müssen, reizt uns am meisten. Wir streben immer nach Neuem, und wenn wir es erhalten haben, ekelt uns auch dieses an.

Auch in der That nehmen wir durch ein längeres Leben von der

Zeit des Todes nicht das geringste hinweg. Lebten wir auch Jahrhunderte, so wird der Tod doch immer eine Ewigkeit dauern, und der, welcher heute stirbt, wird nicht länger gestorben seyn, als jener, der vor Monaten und Jahren untergegangen ist.

VIERTES BUCH.

Mit derselben Begeisterung, welche den Dichter ehemals, gegen Ende des ersten Buches, zu dem Aufenthalte der Piërrinnen auf noch unbetretenen Pfaden hingeführt hat, fängt sich dieses vierte Buch an. Er will aus unberührten Quellen schöpfen, er will neue Blumen brechen, sich davon einen Kranz zu bereiten, wie ihn die Muse noch keinem Dichter zuvor verliehen hat. Denn er singt von großen und wichtigen Dingen, sucht die Gemüther von den Banden des Aberglaubens los zu winden, bringt Licht in das Dunkle, und schmückt dieses alles mit dem Reize der Musen aus. Hier vergleicht er sich geschickten Ärzten, die den Kindern den bitteren Kelch mit Honig bestreichen, um ihnen den heilsamen Lebenssaft einzuzulösen.

Vom 26. Vers an wiederholt er in kurzem, was er bisher gelehret; nämlich die Natur und Eigenschaft der Atome, und dann die des Geistes in Verbindung mit dem Körper. Nun will er anfangen auch von demjenigen zu reden, was man die Bilder der Dinge benennt, und deren Daseyn beweisen.

Diese sind nun gleichsam zarte Häutchen, die sich von dem äußersten Rande der Körper ablösen, und hin und her in den Lüften herumfliegen. Dieselben sind es auch, die uns oftmals wachend und im Schlaf erscheinen, uns seltsame Gestalten vorhalten, sogar Bilder der Längstentschlafenen; und uns in den Wahn setzen, als könnten die Schatten dem Acheron entfliehen, und unter Lebenden umherwandeln.

V. 46. Ich sage also, fängt er an, daß Abbildungen der Dinge, zarte Figuren, sich von jedem Körper los machen. Diese könnte man auch Membranen, dünne Häutchen oder Schelfen nennen, weil sie Form und Gestalt derjenigen Dinge erhalten, von denen sie abfließen.

V. 51. Leicht läßt sich dieses begreifen. Lösen sich nicht von Dingen, die uns vor den Augen liegen, Körper los: zum Theil aus

einander gestreut, wie Rauch und Feuer aus dem Holz; zum Theil mehr verdichtet und verwebt, wie die Häutchen, welche die Cicaden ablegen, oder welche die Kälber bei ihrer Geburt umschliefen, oder die man von den schlüpfrigen Schlangen an Dornen und Hecken hängen sieht. So muß auch ein dünnes Bild sich von jedem Körper losmachen; denn es wäre nicht einzusehen, warum jene, die doch viel dichter und gröber sind, den Dingen entweichen könnten, und nicht vielmehr diese feinern, dünnern und zarten.

V. 70. So sehen wir auch viele Dinge aufsteigen und sich losmachen, nicht nur von dem Innern der Körper, wie vorher gesagt, sondern von ihrer äußersten Oberfläche, z. B. die Farben, die sich von den bunten Decken, womit man die Theater umhängt, losmachen, und das Parterre und den ganzen Schauplatz mit ihrem Scheine tünchen.

So sind auch die Bilder, die wir in Spiegeln, im Wasser, und auf jeder glatten Oberfläche sehen, nothwendig Abdrücke der äußern Gegenstände.

V. 103. Diese Bilder nun sind den Dingen vollkommen ähnliche Abdrücke, leicht und dünn, daß man sie einzeln nicht zu sehen vermag; aber durch beständigen und häufigen Antrieb geben sie von der glatten Fläche des Spiegels die Gestalten wieder.

V. 109. Von der Kleinheit dieser Bilder. Sinnreich läßt sie uns der Dichter errathen. Es giebt ja Thierchen, sagt er, deren Drittheil man kaum mehr mit der Schärfe des Auges entdecken kann. Nimm, wie groß die innern Theile eines solchen Thierchens seyn mögen? die Augen? das Herz? Gelenke und Glieder? und endlich gar die Theile, die sein Gemüth bewegen? —

Dann auch die Theilchen der Düfte, die Kräuter und Blumen von sich hauchen? — Daraus magst du erkennen, wie klein ein solches Bildchen seyn könne.

V. 130. Doch nicht allein die Bilderchen, die sich von Körpern losmachen, schwärmen umher; es giebt auch solche, die sich von selbst erzeugen, und sich in diesem untern Himmel zusammenfügen. Wie oft staunen wir die seltsamen Gestalten der Wolken an!

V. 144. Leichte und schnelle Erzeugung dieser Bilder, die ohne Unterlaß von den Dingen abfließen. Fallen sie auf lockere Sachen, so gehen sie durch; von rauhen und harten werden sie zerrissen; nur von der dichten glatten Oberfläche des Spiegels werden sie gehörig zurückgeworfen. Und wie die Sonne stets neue Stralen schießen muß,

damit sich alles mit Licht erfülle, so stralen auch in jedem Augenblick von jeder Seite neue Bilder hervor.

V. 177. Nun von der schnellen Beweglichkeit dieser Bilder will der Dichter singen, und zwar in wenigen, doch lieblichen Versen. Lieblicher ist das kurze Lied des Schwans, als das in den Wolken verhallende Gekreisch der Kraniche.

Kleine und leichte Körper sind sehr schnell. Diefs bemerkt man an den Stralen der Sonne und ihrer Wärme. So müssen auch die Bilder in einem Augenblick unermessliche Räume durchlaufen können, schneller noch als die Sonnenstralen, da sie nichts in ihrem Wege aufhält, und sie von der kleinsten Bildung sind.

V. 217. So müssen wir also zugestehen, dafs es dergleichen Körperchen giebt, die das Auge treffen und das Gesicht reizen. Eben so fliefsen auch beständig von gewissen Dingen Gerüche aus, wie Kälte von Flüssen, Wärme von der Sonne, Salzduft von den Meereswogen, der die Mauern an den Ufern ausfrisst. Immer schwärmen auch Stimmen umher; gehen wir am Meeresufer, so setzt sich Salzduft an unsre Lippen, und bitterer Geschmack an den Orten, wo man Wermuth zerstößt. So geht von allen Dingen ohne Unterlaß etwas fliefsend hinweg; denn wir fühlen, sehen, riechen und hören immer.

Auch stimmt Gesicht und Gefühl in vielen Sachen überein. Was wir als Viereck fühlen, zeigt sich auch dem Auge als Viereck. In den Bildern liegt also der Grund, dafs wir die Dinge sehen können, und ohne diese sehen wir nichts.

V. 240. Die Bilder schiefsen nach allen Seiten hin; aber weil wir bloß mit den Augen sehen können, so erscheinen sie uns von der Seite, wohin sich das Auge richtet.

Auch sind die Bilder Ursache, dafs wir die Dinge in der Entfernung sehen. Umständlicher Beweis hievon.

Warum wir die Bilder einzeln nicht sehen können, nur ihre Wirkung im Ganzen fühlen. Beispiele vom Wind, von der Kälte. Stofsen wir mit dem Finger an einen Stein, so berühren wir nur die Oberfläche, fühlen sie nicht, aber die Härte, die durch den ganzen Stein geht.

V. 270. Hier erklärt der Dichter die Erscheinungen mit dem Spiegel; die man aber selbst nachlesen muß.

V. 325. Glänzende Dinge beleidigen das Auge. Die Sonne macht erblinden, wenn man sie lange ansieht; denn sie treibt die Bilder mit Heftigkeit herab, und zerstört dadurch den Bau und das Gewebe der Augen.

Dem Gelbsüchtigen erscheint alles bleich und gelb, weil der bleiche Saft der Augen die Bilder zuvor tünchet.

V. 338. Warum man aus dem Dunkeln ins Helle sehen kann, aber nicht aus dem Hellen ins Dunkle.

V. 354. Nun folgen mehrere Sinnentäuschungen.

Viereckigte Thürme scheinen in der Ferne rund.

Woher der Schatten uns zu folgen scheint.

Fahren wir zu Schiffe, so scheint uns unser Schiff still zu stehn, die Gegenstände aber vorüber zu gehen.

So mit den Gestirnen. Sie scheinen still zu stehen, da doch alles in beständiger Bewegung ist.

Weitgetrennte Felsen im Meere scheinen aus der Ferne nur Eine Insel auszumachen.

Knaben, die sich im Spiele herumdrehen, denen scheint Zimmer und Säulen sich mitzudrehen.

Wann die Natur die röthliche Sonnenscheibe mit zitternden Strahlen Morgens über die Berge hebt, so scheint dir ihr Feuer die Spitzen der Berge beinahe zu berühren, und doch liegen ungeheure Meere, Länder und Reiche noch zwischen den beiden.

Zeigt dir nicht jede Pfütze einen tiefen Abgrund, worin du Sonne, Mond und Sterne erblicken kannst!

Steht dein Ross mitten im Strome still, und du schaust hinab in die reissende Fluth, so scheint dir dein Pferd gegen den Fluß hingetrieben, und alle umliegende Gegenstände mit ihm.

Der Säulengang, der in gleichem Maafs, Richtung und Höhe, fortläuft, scheint sich gegen das Ende zusammenzuziehen, und die Spitze selbst sich zur Erde zu neigen.

Dem Schiffer auf dem Meere scheint die Sonne aus den Wellen emporzusteigen, und in den Wellen unterzugehen.

Schiffe, die im Hafen liegen, scheinen dem Unkundigen schief zu seyn, und mit gebrochenen Rudern den Wogen anzustreben. Die Theile über der Fluth sind gerade, was unter dem Wasser ist, gebogen und schräg, sich zurückwendend, und beinahe auf der Oberfläche schwimmend.

Wann nächtlich der Wind die zerstreuten Wolken umhertreibt, so scheinen die glänzenden Gestirne sich gegen sie zu bewegen, und von der gewöhnlichen Laufbahn abzuweichen.

Drückst du mit der Hand das eine Auge empor, so erscheint

dir alles doppelt; doppelt die blühenden Kerzen mit den Leuchtern, und doppelt der ganze Hausrath.

Endlich, wann der süße Schlaf die Glieder gebunden hält, und der Körper gänzlich in Ruhe aufgelöst ist, so scheint doch noch etwas in uns zu wachen; so, daß wir glauben uns're Glieder zu bewegen, die Sonne zu sehen, und alle Gegenstände der Natur, weite Reisen zu machen, Töne zu hören, selbst bei schweigendem Ernste der Naht, und am eingeschlossenen Orte.

V. 464. Mehrere Dinge dieser Art, die wunderbar scheinen, zeigen sich uns, und suchen gleichsam allen Glauben an die Sinne in uns zu schwächen. Doch umsonst; das Gemüth täuscht sich nur selber; kann das Zuverlässige nicht vom Zweifelhaften trennen, und verfällt in Irrthum.

Wer übrigens vorgiebt, daß man nichts wissen könne, der weiß ja das selbst nicht, daß er nichts weiß.

V. 475. Hier fängt nun der Dichter an zu beweisen, daß aller Grund der Wahrheit auf der Zuverlässigkeit der Sinne beruhe. Dazu trägt er mehrere sehr triftige Argumente vor.

V. 516. Endlich, wenn bei einem Baue das erste Richtmaas nicht gerade und eben gestellt ist, so wird der ganze Bau fehlerhaft, krumm und schief werden. So würden wir auch von keiner Sache ein richtiges Urtheil fällen können, wenn wir uns nicht auf den zuverlässigen Grund der Sinne stützen könnten.

V. 525. Nun kommt der Dichter auch auf die übrigen Sinne, wie und auf was Weise wir durch sie empfinden.

Erstlich das Gehör. Ton und Stimme treffen auf den Sinn, und sind also körperlich. Auch greifen sie selbst das Werkzeug der Stimme an; denn sie machen es rauber, und lange Reden schwächen die Menschen.

Andere Formen der Stoffe dringen ins Ohr, wenn die Tuba aufbrummt, oder wenn der Schwan sein letztes süßes Lied anstimmt.

V. 576. Vom Wiederhall oder Echo. Der Dichter selbst befand sich an Orten, die sechs- bis siebenmal die Worte wiedergaben. So wirft ein Hügel dem andern die anschlagenden Laute zurück.

Dergleichen Orte hält der Landmann von Faunen und Nymphen bewohnt, und behauptet, daß sie da ihr nächtliches Kurzweil trieben. Auch höre man oft das Getöne der Saiten und süßen Flöten, und weither das Geräusche des Fichtebekränzten Pans, und den Waldgesang seiner vieltönigen Flöte.

Solches sagen sie, damit man nicht glauben möge, die öden Orte seyen ganz von den Göttern verlassen, oder aus irgend einem andern Grunde; denn man weiß ja, wie sehr das Menschengeschlecht nach Fabeln und Märchen das Ohr hängt.

V. 600. Warum die Töne die den Augen verschlossenen Orte durchdringen können.

Die Töne theilen und verbreiten sich nach allen Seiten, aber die Bilder gehen in gerader Richtung, deshalb man auch nicht über sich noch rückwärts sehen kann.

V. 620. Nun zum Geschmack. Erklärung, wie sich dieser der Zunge und dem Munde mittheilt. Der Geschmack theilt sich nur bis zu Ende des Gaumes mit; weiter hinab verliert er sich.

Warum dem Einen angenehm und gedeihlich ist, was dem andern widrig und schädlich seyn kann.

Dasselbe auch bei den Thieren. Viel hängt von der Beschaffenheit des Körpers ab, ob er sich in gesundem oder kränklichem Zustande befindet.

V. 677. Der Geruch. Dafs es viele Dinge gebe, von denen ein gewisser Duft ausfließe, ist klar. Einige der Theilchen sind jedoch mehr als andere gewissen Thieren willkommen. So reizt der Geruch vom Honig weither die Bienen; den Geier hingegen der Geruch des Aases. Die Spur der gespaltenen Klaue des Wildes zieht die Hunde nach sich, und die schneeweiße Gans, die Beschützerin der romulischen Bürger, wittert weither den menschlichen Geruch. So lockt der verschiedene Geruch die verschiedenen Thiere jedes zu seinem Futter, und schreckt sie ab von dem, was ihnen schädlich seyn könnte.

Der Geruch erstreckt sich indess nicht so weit als die andern Sinne. Ursache hievon.

V. 710. Nicht aber Geschmack und Geruch allein sind einigen zuträglich, andern widrig. Auch die äußern Gestalten und Farben bekommen nicht jeglichem. So, sagt man, kann der Löwe die Gestalt und das Geschrei des Hahnes nicht ertragen. Er flieht sogleich davon. Ursache.

V. 726. Hier beschließt nun der Dichter seine Erklärungen über die äußern Sinne und deren Eigenschaften, und kommt auf das, was unsern innern Sinn und das Gemüth rührt und in Bewegung setzt.

Er leitet allen Eindruck von den Bildern her, die auf dasselbe wirken; sie, die sich beständig von allen Dingen ablösen, und in Unzahl in den freien Lüften umherschwärmen. Diese sind noch viel feiner

und zarter als jene, die in unser Auge dringen, und uns die Dinge sichtbar machen. Sie mischen und verbinden sich auch leicht in den Lüften, und bringen dadurch oft wunderliche Gestalten hervor, daß wir Scyllen und Centauren zu sehen glauben, und die Gestalten derjenigen, die schon längst die Erde bedeckt hat.

Ueber diese Erscheinungen, so wie über unsre Traumgesichte und Phantasien kommen nun weitläufige und sinnreiche Erklärungen, die wir aber wegen ihrer zu speciellen Andeutung übergehen müssen.

V. 905. Nun kommt der Dichter auf den Schlaf, und woher solcher entstehe. Er ermahnt zuvörderst seinen Freund, ihm ein zartes Ohr und einen aufmerksamen Sinn zuzuwenden, damit er nicht das Wahre von sich stofse, und von dem, was er nicht richtig verstanden habe, die Schuld ihm beimesse.

Der Schlaf entsteht, wenn die Kraft der Seele in den Gliedern auseinander gegangen ist, zum Theil hinausgetrieben, zum Theil sich auch tiefer in das Innere zurückgezogen. Es ist klar, daß Sinn und Gefühl in uns durch die Seele erregt wird. Da nun der Schlaf dieses hemmt, so muß man die Seele für verstört und gleichsam für vertrieben halten; jedoch nicht ganz, sonst würde, wenn kein Theil der Seele mehr zurückbliebe, der Körper im ewigen Frost des Todes erstarrt liegen. Nun aber bleibt die Seele gleichsam wie unter Asche verstecktes Feuer.

Auf was Weise aber nun dieser Schlaf entstehe, die Seele verstört werde, der Körper in Ermattung hinsinke, das sucht der Dichter auf mancherlei Weise zu erklären.

V. 959. Von den Träumen. Erfahrungen. Wobei der Mensch am meisten bei Tage verweilt, und womit er sich am meisten beschäftigt, dieses kommt ihm gemeiniglich wieder im Traume vor. Advokaten führen Prozesse, Feldherren Krieg, Schiffer liegen im Streit mit den Winden, und ich treibe hier dieses, forsche der Natur der Dinge nach, und schreibe, was ich erforscht, in vaterländischen Versen nieder.

Denjenigen, die mehrere Tage hindurch öffentlichen Spielen beigewohnt, scheinen solche noch lange hernach gleichsam vor den Augen zu schweben. Sie glauben die Spielenden und Tanzenden noch vor sich zu sehen, den Schall der Zither und der Saiten zu hören, und die ganze Versammlung und den Glanz des Schauplatzes zu überschauen. So viel liegt an der Gewohnheit und Aufmerksam-

keit auf die Dinge, womit man umgeht. Dieses werden wir nicht nur an Menschen, wir werden es auch an Thieren gewahr.

So siehst du die schnellen Rosse; obgleich ihre Glieder im Schlummer gestreckt liegen, doch schnauben sie noch oft, keuchen und schwitzen, gleichsam als wenn sie, bei geöffneten Schranken, nach der Siegespalme strebten.

Auch die Jagdhunde werfen öfters im Schlafe die Füße umher, schlagen an, ziehen häufigen Athem an, als wenn sie die Spur des verfolgten Wildes schon gefunden hätten. Sie erwachen, und scheinen noch dem Bilde des flüchtigen Hirsches nachzujagen.

Auch das schmeichelnde Geschlecht der hausgewöhnten Hündchen schüttelt oft den leichten Schlaf von den Augen; sie rafften sich eilig auf, als wenn sie irgend eine fremde Gestalt vor sich sähen.

Je rauher aber die Stoffe der Bilder sind, desto gewaltsamer sind sie auch im Traume. Die bunten Vögelchen fliehen und beunruhigen nächtlicher Weise die Haine der Götter, wenn ihnen im leisen Schlaf ein Habicht erscheint, der seine Beute zu verfolgen sucht.

V. 1005. Was nun die Menschen mit großen Bewegungen thun oder vornehmen, das erscheint ihnen wieder im Schlafe.

Könige erobern, ordnen das Treffen, werden gefangen, schreien laut auf, als wenn sie eben ermordet würden, oder als wenn ein Panther oder Löwe sie zerrisse. Andere sprechen über wichtige Dinge, und haben sich selbst oft im Schlafe verrathen. Viele werden zum Tode geführt, andre stürzen sich vom Felsen, erwachen, und zittern noch am ganzen Körper, kommen kaum wieder zu sich selbst.

Der Durstende glaubt am Flusse oder an einer nahen Quelle zu sitzen, und schöpft die ganze Fluth in sich.

Kinder, vom tiefen Schlafe gebunden, glauben am Scherben oder an einer nahen Pfütze zu stehen, lassen den ganzen gesammelten Vorrath von sich, und befeuchten die prächtigen Babylonischen Decken.

V. 1023. Nun kommt der Dichter auf die physischen Triebe zur Erzeugung. Er mahlt sie mit allem Feuer der Einbildungskraft aus; doch so, daß er nie dem Gedanken ein lüsternes oder schlüpfriges Bild unterschiebt. Im Gegentheil zeigt er den strengsten Ernst eines sittlichen Lehrers, und ist sowohl im Ethischen als Physiologischen unübertrefflich. Sein Vers nimmt einen höhern Schwung, um der Sache mehr Würde zu geben, und sie von allem Gemeinen zu enthalten.

Um den Ton etwas zu verändern, hat er auch die Lächerlichkeit thöricht verliebter Gecken komisch genug dargestellt.

Nachdem er die Liebe mit allen ihren verderblichen Einflüssen und Folgen geschildert hat, giebt er auch zuletzt noch einige allgemeine gute Vorschriften und Regeln.

FÜNFTES BUCH.

Der Dichter ist voll vom Lobe Epikurus. Er weiß ihm kein Lied zu singen, das würdig wäre seiner hohen Verdienste. Kein Sterblicher vermag es; denn göttliche Ehre gebührte dem, der uns zuerst jene Lehren der Weisheit gegeben hat, wodurch das Leben aus Finsterniß und Stürmen zu klarem Licht und in den ruhigen Hafen gebracht worden.

Vergleiche man die Wohlthaten jener, denen man doch göttliche Ehren erzeigt. Ceres hat Saaten gestiftet, Bacchus das Gewächs des Weines; doch konnte man ohne diese Dinge das Leben erhalten, wie man an Völkern ersieht, die jetzt noch ihrer entbehren.

Ist aber die Brust nicht gereinigt, so ist glückliches Leben nicht möglich. Um so mehr verdient dieser, dessen Ruhm schon überall verbreitet ist, ein Gott zu heißen, der mit so süßem Trost das Leben erquickt hat.

Solltest du aber meinen, die Thaten des Herkules giengen noch zuvor, so würdest du sehr dich irren. Denn was schadete uns noch jetzt jener Nemäische Löwe, das Arkadische Schwein, der Kretische Stier, die Lernäische Schlange? Was sollte uns die dreifache Brust des Riesen Geryon, des Diomedes Feuerschnaubende Rosse, die Arkadischen Vögel mit krummen Krallen, oder der ungeheure Drache, der die Hesperischen Aepfel bewacht? Was soll uns dieser, dort an der Atlantischen Küste, die keiner der unsern betritt, auch nicht einmal der Barbar? — Noch giebt es Ungeheuer aller Art auf der Erde; aber es steht ja in unsrer Gewalt, die Orte zu vermeiden.

Ist dir aber die Brust nicht rein, welch Unglück steht dir bevor! Welche Noth! Welche Gefahr! Wie zerreißen die wilden Begierden

das Herz! Was richtet der Hochmuth nicht an! Uebermuth, Unsau-
berkeit, Schwelgerei, und die niedrige Faulheit!

Solche Dinge, die Er, nicht mit Waffen, sondern mit Worten,
unter sich gebracht und aus der Brust des Menschen verjagt hat, sollte
man Ihn nicht unter die Zahl der Götter setzen können? Sonderlich
noch, da er selbst so viel herrliches über die Götter gelehrt hat,
und uns der Dinge ganze Natur aufgeschlossen.

V. 36. In seine Fufstapfen will nun der Dichter treten, und dar-
thun, dafs, unter welchem Beschlufs jegliches geschaffen worden,
unter solchem es auch fort dauern müsse; nichts die mächtigen Ge-
setze der Natur verändern könne.

Und so haben wir gelehrt, dafs die Natur der Seele, mit dem
Körper zugleich entstanden, auch mit ihm vergänglich sey. Nur im
Traume erscheinen uns zuweilen die Gebilde der Verstorbenen.

V. 65. Nun führt ihn die Folge seiner Lehre zu beweisen, dafs
auch diese Welt sterblicher Natur sey; entstanden, wieder vergehe.

Dann auch, wie sich Erde, Himmel, Meer, die Gestirne, Sonne
und Mond, gebildet haben; welche Thiere die Erde erzeugt hat,
und welche nicht; wie endlich der Mensch durch den Gebrauch der
Rede die Dinge bezeichnet hat; wie die Furcht vor den Göttern
ihn getrieben, Bildsäulen, Haine, Tempel und Altäre als heilig zu
verehren.

Ferner noch will er den Lauf der Sonne und des Mondes erklä-
ren; damit man nicht glauben möge, diese vollendeten aus freiem
Willen ihren jährlichen Umlauf zwischen Himmel und Erde; oder
andern Irrthümern beipflichte, die eine fremde Herrschaft annehmen,
nicht wissend; dafs jedem Dinge zu seinem Dasein ein bestimmtes
Gesetz obwalte.

V. 92. Nun fängt der Dichter an von dem Untergange der Welt
zu sprechen, in feierlichen Versen.

Er sieht diesen als gewifs voraus, und verwahrt sich vor der
Meinung derjenigen, die es für ruchlos halten, nur solches zu den-
ken; da Erde, Sonne, Mond und Sterne von göttlicher Beschaffen-
heit seyen. Diese widerlegt er, und zeigt, dafs diese vielmehr
alles lebendigen Sinnes beraubt sind.

Geist und Seele, sagt er, können nicht in jedem Körper wohnen,
so wenig als der Baum im Aether, der Fisch auf den Feldern, und
Wolken unter dem Meere. Jedem ist der eigene Ort bestimmt, wo-
rin es aufwachsen und gedeihen kann. So kann auch die Seele nicht

allein für sich bestehen, ohne Körper, ohne Nerven und Blut. Könnte sie es, so würde sie ja auch in jedem Theile des Körpers wohnen können. Da nun aber die Orte bestimmt sind, woher sie Wachsthum und Gedeihen nehmen kann, so beweist dieses um so mehr, daß sie nicht außer dem Körper, ohne thierische Bildung, bestehen könne; noch daß Erde, Sonne, Wasser oder Luft beseelt, oder gar von göttlicher Natur seyn möchten.

Eben so wenig magst du glauben, daß die heiligen Sitze der Götter in diesen Theilen der Welt sich befinden. Da die göttliche Natur die allerzarteste ist, so, daß wir sie kaum mit dem Sinne des Gemüthes erreichen können, so müssen auch ihre Wohnungen, sehr verschieden von den unsrigen, von der feinsten Beschaffenheit seyn.

Ferner zu sagen, daß die Götter um der Menschen willen dieses herrliche Werk der Schöpfung für ewige Zeiten zubereitet hätten, und daß es billig deshalb sey, solches zu loben, es für unsterblich zu halten, und keinesweges an dessen Untergang zu glauben; dergleichen Reden scheinen mir albern. Was mag wohl den Unsterblichen, Ewigseligen, daran liegen, unserthalben sich solche Mühe zu geben? Was könnte sie antreiben, nach so langer Zeit der Ruhe zu entsagen, und etwas Neues zu unternehmen? Waren sie etwa des Vorigen überdrüssig? Brachten sie die Zeit vor Entstehung der Welt in Trauer und Finsterniß zu? Oder konnten wir über den Verlust des Lebens klagen, das wir niemals gekostet hatten?

Dieses führet nun der Dichter noch weiter aus, und leugnet, nach den Lehren seiner Philosophie, den Einfluß seiner Götter (deren Existenz wir allerdings nicht recht begreifen können) auf den Bau und die Einrichtung dieser Welt.

V. 196. Hier wiederholt er, was schon oben gesagt war, daß, wenn er auch keine Kenntniß von den ersten Stoffen der Materie hätte, er sich dennoch getraue, aus der Ansicht des Himmels selbst, und aus so vielen andern Gründen, zu behaupten, diese Natur der Dinge, mit so vielen Mängeln behaftet, könne nicht ein Werk der Gottheit bereitet für uns seyn.

Für's erste, von dem was hier der weite Umfang des Himmels umschließt, wie viel reißen davon nicht die Berge weg, die von wilden Thieren bewohnte Wälder, Felsen, Seen und Sümpfe, und das Meer, das die Küsten der Erde weit auseinander hält. Beinahe zwei Theile nimmt die glühende Hitze und der starre Eisfrost dem Menschen weg. Den übrigen Theil des Landes würde die Natur mit

Disteln und Dornen umziehen, wenn nicht die menschliche Kraft widerstände. Würde diese nicht mühsam mit schwerem Pfluge die fruchtbaren Schollen durchwühlen, und den Boden reizen, die Keime hervorzubringen, nimmermehr würden sie von selbst in die freien Lüfte empor steigen. Und doch, was er mit schwerem Fleiße hervorgebracht hat, wenn alles schon blüht und fruchtbare Erndten verkündet, versengt es zuweilen noch die Sonne durch ihre glühende Hitze, oder Platzregen ersäufen es, frostiger Reif oder heftige Windstürme zernagen es. Ueberdies, warum nähret die Erde reissende Thiere, die feindlich dem Menschen zu Wasser und zu Lande sind? Warum führen die Jahreswechsel Krankheiten herbei? Warum so viele frühzeitige Leichen?

Siehe das Knäblein, wie ein durch die Wuth der Wellen an das Ufer geworfener Schiffer, liegt es da, das arme Kind! nackt, auf der Erde, aller Lebenshülfe dürftig, wann es zuerst die Natur aus dem Schooße der Mutter mit Schmerzen losgerissen hat. Mit kläglichem Gewimmer erfüllt es seinen Geburtsort. Und das wohl mit Recht, dem so viel Uebles noch im Leben bevorsteht!

Aber die Thiere, die zahmen wie die wilden, sie wachsen empor, brauchen keine Kinderklappern, keine kosenden Worte der Säugammen, keine nach der Witterung veränderte Kleidung; endlich auch keine Waffen, keine hohen Mauern, ihr Eigenthum zu beschützen. Alles giebt ihnen die Erde reichlich von selbst, und die Natur, die Schöpferin mannigfacher Dinge.

V. 236. Der Dichter fängt nun an zu schliessen, dafs, da alle Theile, woraus dieses Ganze zu bestehen scheint, Erde, Wasser, Luft und Feuer, hinfälliger Natur und sterblich sind, so müsse auch diese Welt selbst Anfang und Ende haben.

Er verwahrt sich gegen seinen Memmius, hier nicht etwa eine unbesonnene Meinung geäußert zu haben, und sucht durch Erfahrung der überall abnehmenden Verbindungen und Kräfte darzuthun, dafs alles sich nach und nach auflöse und verzehre. Ungemein sinnreich und in trefflichen Versen, mit erhabenen Ansichten und Gedanken über die Vergänglichkeit der Dinge, führt der Dichter sein Argument aus; welches jedoch zu wiederholen hier zu weitläufig wäre.

Zuletzt, V. 381. sagt er noch: Da wir die wichtigsten Theile der Welt, Wasser und Feuer, in beständigem Streite sehen, wäre es nicht möglich, dafs in der Folge eines das andere aufriebe und verzehrte?

Auch ist die Sage, dafs dergleichen schon ehemals im Werke

gewesen sey. Einmal habe das Wasser alles zu überschwemmen gesucht; darauf habe aber das Feuer die Oberhand erhalten, als mit reissender Gewalt die Sonnenpferde aus ihrer Bahn wichen, und den Phaëthon über die Erde hinweg durch den Himmel schlepten. Aber der allmächtige Vater, von heftigem Zorn entbrannt, schleuderte den heldenmüthigen Jüngling mit schnellem Blitzstral vom Wagen herab. Aber der Sonnengott kam ihm entgegen, und nahm die ewige Fackel der Welt wieder auf von seinem Sohne, führte die zerstreuten Rosse zurück, spannte sie an den Wagen, und nun auf gewohnter Bahn hinfahrend erquickt er die Welt mit seinem Lichte.

So sangen es die alten Dichter der Grajen, welches jedoch weit von dem wahren Gange der Natur entfernt ist. Dieses setzt der Dichter auseinander.

V. 417. Auf was Weise nun dieses Zusammentreffen der Materie Himmel, Erde, die Meerestiefen, Sonne und Mond, gegründet habe, das will er jetzt erklären.

Die Stoffe seyen nämlich seit unendlicher Zeit, in unzähliger Menge, auf mancherlei Weise, durch Stöße und Bewegungen aller Art herumgetrieben, endlich zu dieser Ordnung und Verbindung der Dinge gelangt, wodurch diese Welt entstanden. Diese Grundannahme setzt er nun mit Geist und trefflicher poetischer Rede weitläufig auseinander, um die Möglichkeit davon zu erweisen, und die Entstehung der Welt und aller Dinge daraus darzuthun.

V. 510. Hier beginnt er die Bewegung der himmlischen Gestirne zu erklären, wie und auf was Weise solche geschehe.

V. 535. Die Erde ruht in den mittlern Gegenden der Welt. Damit sich ihre Schwere etwas vermindere, muß sie eine andere Natur unter sich haben, die von ihrem Anfange an schon mit ihr verbunden, gänzlich ihr angeeignet ist, und dieses sind die luftigen Theile der Welt, in welchen sie gleichsam eingepflanzt festsetzt.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß sie die Lüfte nicht eindrückt, noch ihnen zur Last wird. Sind doch dem Menschen seine Glieder nicht zur Last, nicht der Kopf dem Hals, noch den Füßen der ganze Körper. Nur was ihm von aufsen kommt, öfters geringe Dinge, drücken und beschweren ihn. So viel kommt darauf an, mit welchen Dingen eine Sache gleich vom Anfange an verbunden gewesen ist.

V. 551. Weitere Argumente.

V. 565. Das Rad der Sonne ist nicht viel größer noch kleiner als es unsern Augen erscheint. Der Raum zwischen uns und dem Körper,

der uns Licht und Wärme zuströmen kann, nimmt der Flamme nichts von ihrem Umfange weg, noch verkleinert er das Feuer. Da wir nun Licht und Wärme der Sonne fühlen, so muß auch der Umriss der Sonne nicht viel größer noch kleiner seyn als er erscheint.

V. 575. Auch der Mond, mag er nun mit entlehntem oder eigenem Lichte scheinen, ist nicht größer als wir ihn sehen. Hievon der Erweis.

V. 585. Auch die Sterne (da die irdischen Feuer, so lange ihr Stral uns hell leuchtet, nur wenig an Gröfse ändern) so können auch sie nur um Weniges kleiner oder größer seyn.

V. 592. Woher die so kleine Sonne einen solchen Strom von Licht ausgiefsen könne, um Erde, Meer und Himmel damit zu erfüllen, und alles mit Wärme zu erquicken.

Mehrere Gründe und Gleichnisse.

V. 613. Wie es aber komme, daß die Sonne von den Sommerzeichen zu dem Steinbock sich wende, und von da wieder zu dem Zeichen des Krebses kehre; ingleichen, daß der Mond den jährlichen Umlauf der Sonne in Monaten vollende, hievon, sagt der Dichter, liefs sich keine einfache und bestimmte Ursache angeben. Er führt deshalb mehrere Meinungen an, und unter andern die vom Demokritus, daß, je näher die Gestirne der Erde sind, desto weniger könnten sie von dem großen Wirbel des Himmels mit fortgerissen werden.

V. 649. Die Nacht bedeckt mit tiefem Dunkel die Erde; entweder weil die Sonne, wann sie die äußersten Grenzen des Himmels erreicht hat, ermattet ihre Glut aushaucht; oder weil dieselbe Gewalt, die sie über die Erde hintreibt, sie nun zwingt ihren Lauf unter der Erde zu nehmen.

V. 655. Die Göttin Matuta führt zu bestimmter Zeit die rosige Morgenröthe am Himmel herauf, und schließt die Pforten des Lichts auf; entweder weil die unter der Erde verborgene Sonne, zurückkehrend, ihre Stralen voraussendet, oder weil viele Stoffe des Feuers zu bestimmter Zeit zusammenfliefsen, wodurch sich das Licht der Sonne immer wieder aufs neue entzündet.

So, sagt man, könne man von den hohen Idäischen Bergen bei angehendem Tageslicht zerstreute Feuer sehen, die dann sich zur Kugel ballten und einen Kreis bildeten.

Wundern darf man sich übrigens nicht, daß diese Feuerstoffe so, zu bestimmter Zeit, zusammenfliefsen, um den Glanz der Sonne herzustellen. Wir sehen ja, daß vieles bei vielen Dingen in bestimmtem

Zeitlaufe geschieht. Blühen doch die Bäume zu gewisser Zeit, verlieren auch ihre Blüthen zu gewisser Zeit. Zu gewisser Zeit wachsen die Zähne, und fallen auch wieder aus; die Wangen des Jünglings umkleidet ein zarter Pflaum, und der Bart wächst. Ungewitter, Schnee, Regen und Stürme, kommen zu gewisser Jahreszeit; alles folget dem Triebe, den einmal die Natur ihm eingelegt hat.

V. 679. Wie es komme, dafs die Tage wachsen, und wieder abnehmen; im Winter die Nächte lang und im Sommer kurz sind.

V. 703. Die Ursachen des Mondwechsels. Zierliche Schilderung der auf einander folgenden Jahreszeiten.

V. 750. Von Sonne- und Mondfinsternifs.

V. 778. Nun kommt endlich der Dichter auf die erste Beschaffenheit der neuentstandenen Welt; was die noch weiche Erde hervorbringen, und den unbeständigen Winden anvertrauen konnte.

Zuerst bekleidete sie die Berge und Hügel mit grünem Schmuck der Kräuter; die Felder glänzten von lichterem Farben. Nachher stiegen die mannichfaltigen Bäume mit freiem Zügel in die Luft. Wie Federn, Haare und Borsten sich an den Gliedern vierfüßiger Thiere und Vögel erzeugen, so brachte die noch junge Erde Kräuter, Stauden und Büsche hervor. Dann erschuf sie die Geschlechter lebendiger Thiere; viele, von mancherlei Art und Gestalt. Und so gebührt der Erde mit Recht der Muttername, weil alles aus ihr entstanden ist.

Auch jetzt noch entstehen mancherlei Thiere, erzeugt von feuchtem Regen und dem erwärmenden Stral der Sonne. Was Wunder denn, dafs damals mehrere und größere entstanden sind, da die Erde noch jung war, und kräftiger der Aether.

V. 800. Zuerst verliessen die fliegenden Geschlechter und Vögel zur Frühlingszeit ihre Eier; wie ungefähr jetzt noch die Cicaden die rundlichen Bälge ablegen, und dann von selbst Nahrung und Speise suchen.

Dann brachte die Erde die übrigen Thiere hervor, da noch viel Wärme und Feuchtigkeit auf den Feldern übrig war. Hieraus entwachsen, wo irgend die Orte günstig waren, Bärmütter, an Wurzeln befestigt; und da das reifende Alter der Kinder, das die Nässe fliehend nach Luft strebte, diese durchbrochen hatte, öffnete die Natur dasselbst die Poren der Erde, und liefs einen Saft hervorfließen, der Milch gleich; wie noch jetzt die Frauen nach erfolgter Geburt sich mit Milch erfüllen, da alle Nahrung nach den Brüsten sich hindrängt.

Dem Kinde gab die Erde Speise, die Wärme das Kleid, sein Schlafbett der weiche Rasen.

Die neue Welt kannte weder den harten Frost, noch die brennende Sonnenhitze, noch die heftig wüthenden Stürme. Alles nimmt auf gleiche Art zu, und erhält nach und nach grössere Kräfte. Mit noch höherem Rechte gebührt also der Muttername der Erde, da sie alles zur richtigen Zeit hervorgebracht hat.

V. 824. Aber weil doch einmal das Vermögen zu gebären ein Ende hat, so ruhte die Erde aus; wie ein Weib erschöpft vom Alter.

Die Zeit verändert die Gestalt aller Dinge; ein Zustand nimmt den andern auf. Kein Ding bleibt dasselbe; alles wechselt, alles verändert die Natur, und bringt Neues zum Vorschein. So vermorscht das eine, erschläft vom Alter; anderes wächst auf, und geht aus seinem niedrigen Zustand hervor. Eben so verändert auch die Zeit die Natur der ganzen Welt. Ein Zustand der Erde folgt auf den andern; was sie ehemals konnte, kann sie jetzt nicht mehr; vermag anderes, was sie ehemals nicht vermocht hat.

V. 835. Von den Ungeheuern, die ehemals die Erde hervor zu bringen suchte, die sich aber nicht fortpflanzen konnten. Die Natur selbst verabscheute ihre Vermehrung.

V. 853. Viele Geschlechter der Thiere sind bereits untergegangen. List, Stärke oder Schnelligkeit, hat die übrigen erhalten. Manche haben sich auch durch ihre Nützlichkeit uns empfohlen; als die wachsam treuen Hunde, die Lastthiere, die wolletragenden Heerden, und das gehörnte Vieh.

V. 876. Centauren und Scyllen gab es nie; kann es auch nicht geben, so wenig als Chimären und Geschöpfe doppelter Natur, aus fremdartigen Gliedern zusammengesetzt, nicht mit gleichen Kräften begabt.

V. 923. Vom Menschen. Jenes Menschengeschlecht auf den Feldern wohnend, war weit härterer Natur, erzeugt von harter Erde. Inwendig mit grössern und festern Knochen ausgerüstet, und mit der Flechsen mächtigen Banden. Weder Hitze noch Kälte konnte sie treffen; noch die Veränderung der Speise, noch irgend ein Ungemach des Körpers. Gleich den Thieren ein herumschweifendes Leben führend, lebten sie viele Lustren hindurch. Keiner war Lenker des krummen Pfluges, keiner wufste mit Eisen die Felder zu bändigen, noch das junge Reis der Erde einzugraben, noch mit der Hippe dem hohen Baum die morschen Aeste zu benehmen. Was

Sonne und Regen gab, was die Erde freiwillig darbot, das nahmen sie an als ein freundliches Geschenk; pflegten sich unter den eicheltragenden Bäumen, oder mit rothen Früchten des Erdbeerbaumes, die damals weit gröfser wurden, oder mit andern Früchten, welche die junge Erde häufig hervorbrachte.

Den Durst löschten sie an Flüssen, oder Quellen und Bächen, deren Geräusch sie herbeilockte, oder die auf freiem Felde sich ergossen.

Noch wufsten sie nicht die Dinge mit Feuer zu behandeln, kannten auch nicht den Gebrauch der Häute noch Felle.

Sie bewohnten die Haine, Berghölen und Wälder; verbargen unter Gesträuch die schmutzigen Glieder, sich vor Wind und Regen schützend.

Von gemeinschaftlichem Gute war nichts zu denken; weder Sitte kannten sie noch Recht. Was jedem das Glück zur Beute zuwarf, das nahm er mit sich, nur für sich und sein Wohlsein besorgt.

In den Wäldern verbanden sie sich zur Liebe. Die Gewalt des Mannes, seine heftige Begierde, brachte sie zusammen, oder auch ein Geschenk von Eicheln, Beeren oder Birnen.

Stark durch die Kraft ihrer Fäuste und die Schnelligkeit der Füfse, verfolgten sie die Waldthiere, mit Steinwürfen oder schweren Keulen; hüllten sich Nachts in Baumblätter ein oder Zweige.

V. 980. Am meisten lag ihnen am Herzen die Furcht vor den wilden Thieren; wenn ein borstiges Schwein ankam, oder ein mächtiger Löwe. Dann verliessen sie die felsigen Häuser und überliessen ihr mit Blättern bestreutes Lager den grausamen Gästen.

Und doch verliessen damals nicht viel mehrere Menschen, als jetzt, das süfse Licht des Lebens. Wurde einer oder der andere ein Raub dieser Thiere, so verliess er unter gräflichem Geheul das Leben; aber es wurden doch nicht viele Tausende unter den Fahnen hingeführt, das Schlachtopfer Eines Tages; auch schleuderten die ungestümen Meereswogen nicht Männer und Schiffe an Felsen und Klippen. Vergeblich tobte das Meer bei aufgeregten Wogen; und leicht legte es auch wieder seine unnützen Drohungen. Keinen konnte die schmeichelnde Hinterlist des lachenden Meeres ins Verderben locken; denn noch war die verderbliche Schiffskunst nicht erfunden.

Damals starben viele aus Hunger, jetzt erstickt sie der Überflufs. Jene schenkten sich unvorsichtigerweise Gift ein; jetzt reicht man es, geschickter, dem andern.

V. 1009. Erst als sie sich Hütten erbauet hatten, sich bekleidende Felle und Feuer angeschafft, in Ehen lebten, Kinder daraus ersahen, erst dann fing das Menschengeschlecht an sanfter zu werden. Nahangrenzende errichteten freundliche Bündnisse untereinander, sich nicht zu beschädigen, noch sich zu beleidigen, Weiber und Kinder einander empfohlen seyn zu lassen.

V. 1027. Wie die Menschen zur Sprache gelangt sind.

Unsinn wäre es zu glauben, ein Einziger habe die übrigen die Sprache gelehrt, und diese wären so gefällig gewesen, sie von ihm anzunehmen.

Der Dichter macht diese Vorstellung aus mehrern Gründen lächerlich. Zuletzt, sagt er, was ist denn so wundernswürdiges dabei, daß der Mensch, der Zunge und Stimme hat, die verschiedenen Dinge nach seiner verschiedenen Empfindung mit einem Laut bezeichnete? Finden wir doch auch bei Thieren, daß sie verschiedene Töne von sich geben, nachdem sie Furcht, Schmerz oder Lust treibt.

Hier kommen geistreiche Schilderungen von Hunden, Pferden, zuletzt auch von Vögeln, wie sie bei verschiedenen Eindrücken verschiedene Stimmen äußern.

V. 1090. Wie die Menschen dazu gekommen sind Feuer zu erhalten, Speisen zu kochen u. s. w.

V. 1107. Nun fingen Könige an Städte zu erbauen, Burgen einzurichten, sich selbst zum Schutz und zur Freistatt. Sie theilten Vieh und Aecker aus, jedem nach Ansicht seiner schönen Gestalt, seiner Kräfte des Körpers oder des Geistes. Am meisten vermochte jedoch körperliche Schönheit und Kraft.

Zuletzt erfand man Reichthum und Geld. Dieses benahm leicht der Schönheit und Stärke den Vorzug; denn dem Anhang des Reichen folgt auch der Schöneren und Stärkere.

Wüßten die Menschen, ruft der Dichter nun aus, ihr Leben mit wahrer Vernunft einzurichten, so würden sie finden, daß es großer Reichthum sey, bei ruhigem Gemüthe mäßig zu leben. Wer wenig braucht, dem mangelt es selten. Aber die Menschen wollen mächtig und groß seyn, um auf dauernde Grundfesten ihr Glück zu stützen, und in Reichthum ein gemächliches Leben zu führen. Umsonst! Sie bereiten sich selbst eine gefährliche Bahn; ein Blitzstrahl schleudert sie von der Höhe herab. Daher es weit besser ist, bei mäßigem Glück ruhig zu leben; lieber zu gehorchen, als nach der Herrschaft zu trachten. Laßt sie mit Schweiß und Blut auf dem schmalen Wege der

Ehrsucht sich bekämpfen; der Neid trifft, wie der Blitz, meist nur die hohen Orte.

Aber sie sind nur aus fremdem Munde klug; handeln mehr nach dem, was sie von andern hören, als nach eigener Ueberlegung.

So ist es jetzt, so war es ehemals, und so wird es auch in Zukunft seyn.

V. 1135. Die Könige waren ermordet. Die alte Majestät der Throne war umgeworfen; es lagen die stolzen Scepter im Staub. Der prächtige Hauptschmuck des Fürsten lag blutig unter den Füßen des Volkes; denn was man zu sehr gefürchtet hat, wird begieriger niedergetreten. Nun kam die Herrschaft zur niedrigsten Hefe des Volkes; denn jeder wollte sie haben.

Ein großer Theil verlangte nachher einen Magistrat, Gesetz und Constitution. Auch das Menschengeschlecht, müde unter Haß, Feindschaft und Gewalt zu leben, untergab sich freiwilliger nun der Vorschrift und dem Gesetz.

Gewalt und Unrecht flicht sich sein eigenes Netz, und das Gewissen straft zuletzt jeden.

V. 1160. Welche Ursache die Erkenntniß der Götter auf der ganzen Erde verbreitet hat, mit Altären die Städte angefüllt, Feste geordnet, und dergleichen. Woher auch dieser Schauer vor den Göttern den Sterblichen eingepflanzt worden; das wird nicht schwer seyn zu erklären.

Die Menschen sahen nämlich schon bei wachenden Augen herrliche Bilder der Götter, noch mehr aber im Schlafe; von wunderbarer Größe und Wuchs des Körpers. Sie legten diesen Sinn und Empfindung bei; denn sie sahen, wie sie die Glieder bewegten, stolze Worte sprachen, ihrem Ansehen und ihren Kräften gemäß. Sie legten ihnen noch unsterbliches Leben bei, weil sie ihnen immer in derselben Jugendkraft sich zeigten, die keiner Gewalt unterworfen zu seyn schien. Für so glücklicher hielten sie dieselben, weil sie keine Furcht des Todes kannten, und ohne Mühe wunderbare Sachen verrichteten.

Ueberdies sahen sie auch den Zustand des Himmels, und wie sich das Jahr in bestimmten Kreisen dreht. Hievon konnten sie die Ursachen nicht ergründen, deshalb flüchteten sie zu den Göttern und deren allmächtigem Wink.

In den Himmel versetzten sie ihre Wohnungen, weil sie da Sonne und Mond sich umwälzen sahen, und Tag und Nacht, und die ersten Lichter der Nacht, die schwärmenden Fackeln des Himmels, die

fliegenden Feuer, Wolken, Thau, Regen, Schnee, Wind, Blitze, Hagel, die geräuschvollen Stürme und den schrecklichen Donner.

O unseliges Geschlecht der Menschen! Dergleichen Dinge den Göttern zuzuschreiben, und noch dazu aus grimmigem Zorne. Wie viel Elend bereiteten sie sich selbst, wie viel auch uns und den Nachkommen!

Frömmigkeit ist das nicht, mit verhülltem Haupte sich oftmals um den Stein zu drehen, alle Altäre anzurennen, sich auf die Erde niederzuwerfen, mit ausgebreiteten Händen vor den Bildern der Götter zu liegen, die Altäre mit Blute der Thiere zu bespritzen, Gelübde auf Gelübde zu häufen.

Frömmigkeit ist es, mit beruhigtem Gemüthe auf die Dinge alle hinsehen zu können.

Wenn man auch den Blick zu den hohen Gewölben des Himmels hinwendet, zu den glänzenden Gestirnen; wenn wir die Sonne, den Mond betrachten, dann erhebt die von andern Uebeln bisher unterdrückte Sorge ihr Haupt empor, und fragt: ob nicht eine unermessliche Macht der Götter diese glänzenden Gestirne auf mannigfaltige Art bewege? Denn der Mangel an Kenntniß setzt uns in Zweifel über die Entstehung der Welt, über ihren Untergang? Wie lange noch die Mauern derselben die Last solcher Bewegungen tragen können? Oder ob sie, von der Gottheit mit ewigem Heile beglückt, durch die unendliche Folge der Zeit fortdauernd sich erhalten mögen? —

V. 1217. Nun leitet der Dichter die Furcht vor den Göttern auch aus der furchtbaren Gewalt der Gewitter her, und dem Schrecken, der die Menschen dabei befällt.

Die Darstellung des Befehlshabers einer Flotte, der mit seinen Legionen auf dem Schiffe durch die Gewalt der Stürme zu Grunde geht. Er fleht die Götter an; aber umsonst! Sein Schiff zerschellt an den Klippen. Hier schließt der Dichter mit den Worten: so sehr scheint es, daß eine gewisse verborgene Gewalt die menschlichen Dinge zu Grunde richtet, Bündel und Beil zu Boden tritt, und sie zum Spiele sich macht.

V. 1240. Zuletzt wurden noch die Metalle, Gold, Silber, Blei, Erz und Eisen entdeckt; wahrscheinlich durch große Waldbrände, oder durch irgend einen andern Zufall. Nun entdeckten sie auch den Nutzen derselben. Erz zog man dem Golde vor, weil es härter war, und sich nicht so leicht umbog. Nun gilt dieses, und hat die höchste Würde erreicht.

So verändert die Umwälzung der Zeit das Schicksal der Dinge. Was ehemals galt, gilt nun nicht mehr; dann wird dieses erhoben und gelangt zu den höchsten Ehren. Täglich wächst das Verlangen danach, und hat man es gefunden, so blüht es in Preiß und Wunder.

V. 1230. Vom Eisen und dessen Gebrauch.

V. 1296. Von den Kriegsrüstungen. Erst bestieg man nur bewaffnet das Pferd, dann kam man auf die zweispännigen Wagen, dann auf das Viergespann und die Sichelwagen. Die Pöner lehrten die gräflichen Lukanischen Ochsen, mit dem Schlangennüssel und mit Thürmen auf den Rücken (die Elephanten), die Wunden des Krieges ertragen, und Verwirrung in die Kriegeshaufen zu bringen.

So erfand die blutige Zwietracht ein verderbliches Werkzeug nach dem andern. Auch versuchte man Stiere gegen den Feind zu schicken und wilde Eber.

Die Parther führten Löwen mit bewaffneten Anführern vor ihren Schlachtreihen her. Doch war dies ein eitler Versuch. Die grausamen Thiere, noch mehr erhitzt durch den mörderischen Kampf, brachten Verwirrung auf beiden Seiten; setzten die Rosse in Schrecken, die sich nicht mehr bändigen ließen; wütheten und zerrissen Freund und Feind.

Der Dichter schildert diesen Aufruhr mit brennenden Farben.

V. 1350. Von der Kleidung. Anfangs knüpfte man Felle zusammen, dann folgte die Webkunst, nach Erfindung des Eisens; denn dieses brauchte man, die verschiedenen Geräthschaften zu verfertigen.

Die Männer bearbeiteten, noch eher als die Weiber, die Wolle; denn das männliche Geschlecht ist geschickter zur Arbeit. Der strenge Ackersmann aber machte ihnen einen Schimpf daraus; so, daß sie dieses den Händen der Weiber überlassen mußten. Sie sollten nämlich ein härteres Werk treiben, Hände und Glieder bei härterer Arbeit stärken.

V. 1360. Vom Landbau. Ein Vorbild, Saamen zu streuen, und Bäume zu impfen, gab ihnen die Natur selbst, die Schöpferin der Dinge. Reife Beeren und Eicheln, die man den Bäumen entfallen sah, erzogen um sich einen Schwarm von Sprößlingen.

Sie suchten ihr Aeckerchen immer gefälliger anzubauen, weil sie sahen, daß durch Cultur auch die Frucht sich verbesserte.

Sie zwangen die rauhen Wälder immer mehr auf die Berge zurück; an deren Fulse sie ihre Pflanzungen anlegten.

So wurde die Gegend immer anmuthiger und gefälliger, wie du sie noch jetzt siehst, durch abwechselnden Reiz geschmückt.

V. 1378. Mit dem Munde die helltönenden Stimmen der Vögel nach-

zuahmen, war lange schon im Gebrauch, ehe man noch die lieblichen Lieder mit Gesang zu begleiten verstand. Zephyrs Säuseln im hohlen Rohr lehrte zuerst den Landmann in den gehöhleten Halm zu blasen. Nach und nach lernten sie auch die süßen Klagen der Flöte unter den Fingern des Künstlers; die in abgelegenen Hainen, Triften und Wäldern erfunden worden, an den öden Orten der Hirten, bei himmlischer Mufse.

So bringt die Zeit eines nach dem andern hervor; Nachdenken erhöht es, und stellt es in gehöriges Licht.

Damit nun schmeichelten und ergötzten sie den Sinn, wenn sie satt von Speise waren; denn dann ist die Ruhe am gefälligsten.

V. 1391. Oft ergötzten sie sich auch, hingestreckt auf weiche Rasen, im Schatten hoher Bäume, neben dem rinnenden Bach, und waren fröhlich mit geringem Aufwand. Sonderlich wann der Frühling lachte, und die grünen Fluren mit Blumen bestreute. Dann regten sich Scherz, süßes Geschwätz und munteres Gelächter; dann blühte die ländliche Muse. Dann wurde Haupt und Schulter mit Kränzen umwunden, mit Blättern und Blumen, wie es der fröhliche Uebermuth eingab.

Aufser Takt die schweren Glieder zu bewegen, mit tölpischem Fusse die Muttererde zu stampfen, das erregte Gelächter und schäkernden Lustsinn; weil damals alles noch ungewohnt und neu war.

Den Schlaf suchten sie durch Veränderung der Stimmen zu ersetzen und durch Beugungen des Gesanges; auch mit gekrümmter Lippe das Rohr zu durchlaufen.

Auch jetzt noch treiben wir dergleichen, und haben gelernt Takt und Weise zu halten; demungeachtet haben wir nicht im geringsten mehr Vergnügen davon, als jene rohen Söhne der Erde hatten.

V. 1410. Das Gegenwärtige, wenn wir vorher nichts Besseres gekannt haben, gefällt vorzüglich, und scheidet das beste zu seyn. Kommt was Besseres, so verliert jenes, und der Geschmack ändert sich gänzlich. So ist die Eichel uns zuwider geworden; so sind jene Lager von Laub und Zweigen verlassen; der Werth der Felle und der Kleider von Thierhäuten ist gefallen und wird verschmäht; und doch glaube ich, daß der erste, der diese Kleidung erfunden und getragen hat, so vom Neid verfolgt wurde, daß er seines Lebens nicht sicher war; ja, daß man ihn zerrissen hat, und das mit Blut befleckte Kleid nicht einmal zum Nutzen angewendet.

V. 1422. Damals waren es Häute, nun ist es Gold und Purpur, was den Menschen in Sorgen setzt und solchen Kampf verursacht. Desto

mehr liegt die Schuld an uns, wie ich glaube. Jene Erdenkinder plagte die Kälte, weil sie nackt und ohne Bekleidung waren; aber was schadet es uns, wenn wir kein purpurnes mit Gold und Edelsteinen gesticktes Kleid haben, da uns doch ein gemeines Gewand zum Schutz hinlänglich genug seyn könnte!

So quält sich immer der Mensch vergeblich und ohne Grund, und verzehrt sein Leben in eiteln Sorgen; weil er nämlich seinem Verlangen kein Maß setzen kann, und nicht kennt die wahre Grenze des Vergnügens. Dieses hat nach und nach das Leben in ein weites Meer des Uebels fortgeführt, und die Wogen des innerlichen Krieges erregt.

V. 1435. Sonne aber und Mond, die Wächter des großen sich umwälzenden Tempels der Welt, haben den Menschen den Wechsel der Jahreszeiten gelehrt, und daß alles in bestimmter Ordnung auf einander folge.

V. 1439. Sicher brachten nun die Menschen ihr Leben zu, umschlossen von mächtigen Thürmen. Das Land wurde abgetheilt und bebaut. Das Meer blühte von Segeln. Man schloß Bündnisse zu Freundschaft und Beihülfe. Dichter fingen an die Thaten in Liedern zu feiern, bald nach Erfindung der Buchstaben. Deshalb können wir auch nicht von dem, was in der Vorzeit sich zutrug, genau unterrichtet seyn, wann die Vernunft nicht noch einige Spuren auffindet.

V. 1447. Schiffbau, Landbau, Architektur, Rechtswissenschaft, Waffen, Straßensbau, Kleidung, und was noch zur Bequemlichkeit des Lebens gehört; desgleichen auch die Annehmlichkeiten desselben, Verskunst, Malerei und Bildhauerkunst, lehrte erst später Gebrauch, Geschicklichkeit und Erfahrung, mit unverdrossenem Fleiß langsam fortschreitend.

So bringt nach und nach die Zeit jedes Ding zum Vorschein. Eines erhebt das andere zu hellerem Licht, bis es zuletzt den höchsten Gipfel erreicht hat.

S E C H S T E S B U C H .

Lukrez wird nicht müde das Lob seines Meisters Epikurus zu singen.

Athen, sagt er, die herrliche Stadt, hat viel preiswürdiges für die Menschheit erfunden. Es hat den Fruchtbau gelehrt, hat weise Gesetze gestiftet, und dadurch gleichsam ein neues Leben geschaffen. Aber das herrlichste ist, dafs es den Mann erzeugt hat, der süßen Trost dem Leben brachte; der von so hohem Geiste war, und sein Mund der Mund der Wahrheit. Auch hat sich sein Ruhm schon längst über die Erde verbreitet, und steigt nun nach seinem Tode zum Himmel.

Als dieser ersah, dafs den Menschen alles bereitet sey was sie zum Unterhalt bedurften, auch was zu ihrer Sicherheit nöthig; dafs sie Reichthum, Ehre, Ruhm besitzen, auch durch guten Ruf ihrer Kinder noch höher erhoben wurden; demungeachtet aber ihnen ein geheimer Wurm immer am Herzen nage, der sie zu feindlichen Klagen zwingt: da merkte er, dafs der Schaden an dem Gefäße selbst liege, welches alles was man hineingiefst ungeschmackt und widrig macht; theils, weil es wie durchlöchert und durchstossen, nie zu erfüllen ist; theils auch, weil es alles vergnügliche, was ihm von aussen kommt, selbst mit häßlichem Geifer bespritzt.

Nun suchte er mit Worten der Wahrheit die Brust zu läutern; setzte Begierden und Furcht die gehörigen Schranken; lehrte, was das höchste Gut sey, wonach wir doch alle trachten, und was uns in gerader Strafe zu ihm führe. Dann lehrte er auch, dafs es mancherlei Übel in den menschlichen Dingen selbst gebe; theils aus natürlichen Gründen, theils durch Zufall, und wie man solchen zu begegnen habe. Zuletzt zeigte er noch, wie das Menschengeschlecht die traurigen Wogen der Sorge meist vergeblich in der Brust umwälze..

Diese Irrthümer, sagt er, können nicht durch die leuchtenden Stralen der Sonne vertrieben werden, sondern durch Erkenntniß und reine Ansicht der Natur.

V. 41. Nun fängt der Dichter an sein begonnenes Werk weiter fortzusetzen, und nachdem er gelehrt hat, dafs Himmel und Erde sterb-

licher Natur, und alles was darin ist vergänglich sey, ermahnt er seinen Freund das übrige zu vernehmen.

Denn, (auf das vollbrachte Geschäft zurücksehend, und gleichsam sich selbst erkräftigend) setzt er hinzu: ich habe nun einmal den glänzenden Wagen bestiegen, in Hoffnung des Sieges, und die Wuth der Stürme, die mir entgegen waren, hat sich gelegt.

V. 49. Was nun das übrige betrifft, das im Himmel und auf Erden sich zuträgt, da die Menschen solches sich nicht zu erklären wissen, so erfüllt es sie mit Schrecken und zitternder Furcht. Sie schreiben es nämlich den Göttern zu, denen sie eine gewaltsame Herrschaft einräumen. Denn obgleich sie wohlbelehret sind, daß die Götter ein friedliches Leben führen, so reißt sie doch das Erstaunen über Dinge hin, deren Ursachen sie nicht einsehen können; vorzüglich aber über diejenigen, die sich über ihrem Haupte und am Himmel ereignen, und sie fallen alsobald wieder in den alten Aberglauben zurück; stellen sich, elender Weise, die Götter als unerbittliche Tyrannen vor; indem sie nicht wissen, was seyn kann, und was nicht seyn kann, und wie jedes Ding durch seine eigene Natur beschränkt ist. So führt sie nun ein tiefer Irrthum weit vom Wahren hinweg.

Wenn du nun dergleichen nicht gänzlich aus deinem Gemüthe verbannest, und dir unwürdiges von den Göttern denkst, so werden dir die entehrten heiligen Gestalten immer vor den Augen schweben; nicht als könnten diese erhabene Wesen selbst beleidiget werden und in Zorn gerathen, sondern weil du sie, die höchst friedlichen, feindschaftlich und zur Rache geneigt dir denkst.

Du wirst nun nicht mehr dich mit beruhigtem Gemüthe ihren Tempeln nahen können, noch die heiligen Bilder derselben, die von ihrer erhabenen Gestalt in die Seelen der Menschen dringen, mit befriedigtem Sinne auffassen.

Welch Elend wird daraus für dein Leben erfolgen!

Dieses weit von uns zu entfernen hat bereits die wahre Lehre der Vernunft schon vieles durch mich ausgesprochen; vieles blieb dennoch zurück, um es dir unter dem Reitze der Dichtkunst annehmlicher zu machen, und dir Grund und Ursache der himmlischen Erscheinungen aufzudecken:

Noch muß ich von den Ungewittern und den leuchtenden Blitzen dir reden, von ihrer Gewalt, und woher sie kommen; damit du nicht, in alte Irrthümer verfallend, den Unsterblichen zuschreibest, was aus natürlichen Gründen zu erweisen ist.

Du, sinnreiche Muse, Kalliope! Lust der Götter und Menschen!
Du zeige mir, der ich jetzt dem letzten Ziele meiner Bahn zueile, du
selbst den Weg, daß ich den herrlichen Kranz mit Ruhm erreichen
möge!

So scheint sich der Dichter mit besonderer Kraft auszurüsten zu wol-
len, da er von so erhabenen Dingen zu sprechen gedenkt.

V. 95. Der Donner erschüttert die Räume des Himmels, entwe-
der durch zusammenstoßen der hohen ätherischen Wolken mit den
Winden; denn von der heitern Seite des Himmels kommt kein Schall
her; sondern je dichter die Wolken aufeinander gehäuft sind, desto
heftiger entsteht das Geräusch.

V. 100. Beschaffenheit der Wolken.

V. 107. Verschiedenartiges Geräusch und Gang der Wolken.

V. 120. Noch eine andere Ursache des schrecklichen Donners.
Wann nämlich ein gewaltiger Sturmwind sich in die Wolken ein-
gedrängt hat, darinn sich im Wirbel umdreht, sie aushöhlt und
verdichtet, sodann mit Gewalt losbricht und das Schrecken erre-
gende Geräusch hervorbringt. Kein Wunder, da oft eine kleine mit
Luft erfüllte Blase ähnlichen Schall erregt.

V. 131. Auch kann der Wind selbst Geräusch erregen, wann er
durch die Wolken fährt; wie etwa wann der Sturm den dichten
Wald durchwühlt, und Zweige und Aeste zerbricht.

V. 141. Es giebt auch Wogen in den Wolken, die sich brechen,
wie im Meere; die Brandung.

V. 144. Auch geschieht es, daß der glühende Blitzstral von einer
Wolke in die andere fährt, daher das Geräusch, wie wann du glühen-
des Eisen in Wasser tauchst.

V. 149. Führt das Feuer in eine trockne Wolke, so entzündet sich
diese mit großem Geräusch; wie etwa wann der Sturmwind Feuer in
die lorbeerhaarigen Bergwälder bringt; denn vor allen entzündet sich
der Delphische Lorbeer mit gewaltig knisternder Flamme.

V. 155. Oft mag auch zerschellendes Eis und der Schlag vom Hagel
Geräusch in den hohen Wolken erwecken. Der Wind stopft sie
nämlich zusammen, treibt sie an enge Orte, und Berge von Hagel und
Eis zerschellen.

V. 159. Es blitzt, wann die Wolken durch Zusammenstoß viele
Feuersaamen auswerfen. Gleiches geschieht, wann du einen Kiesel
an den andern reibst, oder ihn mit dem Stahl schlägst. Später kommt
der Donnerschlag zu unserm Ohre, als der Blitz, weil Dinge später

zum Ohre als zum Gesichte kommen. Du kannst dieses auch bemerken, wann man einen Baum umschlägt. Du siehst den Fall vorher, ehe der Schlag dir zum Ohre kommt.

V. 171. Auch noch auf andere Art mag es kommen, daß die Wolken die Erde mit schnellem Lichte tünchen, und das Ungewitter mit wallendem Feuer leuchtet. Wann nämlich der Wind in eine Wolke eindringt, die Seiten verdichtet, und sich darin eine Höhle bereitet, dieselbe durch seine Schnelligkeit in Gluth setzt; denn durch schnelle Bewegung wird alles erhitzt und geräth in Gluth; auch eine bleierne Kugel schmilzt durch weiten Fortschuß. Hat nun der glühende Wind die schwarze Wolke durchbrochen, so streut er die gleichsam mit Gewalt ausgedrückten Saamen des Feuers umher, wodurch dann die zuckenden Flammenblitze entstehen. Darauf folgt der Schall, der später kommt. Dieses aber entsteht nur bei dichten und hochübereinander gebauten Wolken.

V. 186. Laß dich hierin nicht irren, daß wir hier unten mehr die Breite als die Höhe der Wolken sehen. Betrachte nur einmal, wann die Winde den Bergen gleiche Wolken durch die Lüfte tragen, oder wann du sie an hohen Gebirgen hingelagert siehst, eine über der andern, wie die obern die untern niederdrücken, obgleich alle Winde schweigen. Hieraus kannst du die ungeheure Last der Wolken erkennen.

V. 203. Auch mag jener goldfarbige Stral reinen Feuers daraus entstehen, daß die Wolken selbst viele Saamen des Feuers in sich fassen. Wann sie nämlich ganz ohne Nässe sind, so sind sie meist von feuriger Farbe und hellglänzend; denn sie mögen viele Theile des Sonnenlichtes in sich auffassen, wodurch sie erröthen und Feuer ausgießen. Hat nun diese der treibende Wind vereinigt und an einen Ort zusammengeprefst, so ergießen sich die Saamen des Feuers, und wir sehen die Feuerflammen blitzen.

V. 213. Auch wann die Wolken sich verdünnen, blitzen sie. Ein leichter Wind führt sie auseinander, löst sie auf, von freien Stücken entfallen die Stoffe des Feuers, die den Blitz machen. Er leuchtet ohne Geräusch und Schall.

V. 218. Was übrigens die Natur des Blitzes angeht, so zeigt diess der Stral an, mit dem er trifft, die eingebrannten Maale, und der beschwerliche Schwefelduft, den sie aushauchen. Sie zünden die Dächer an, und setzen die Häuser selbst in Flammen. Sein Feuer muß von den allerdurchdringendsten und regsten Stoffen seyn, dem nichts widerstehen kann. Es dringt durch Mauern, Stein und Eisen; schmilzt

Erz und Gold im Augenblick. Aus unbeschädigten Fässern macht es den Wein verschwinden; denn es erweitert die Seitentheile des Fasses, daß die Hitze hineindringen kann, und die Stoffe des Weines auflösend, verjagt es dieselben. So kann, was die Sonnenhitze in langer Zeit nicht vermag, der mächtige Stral im Augenblick.

V. 238. Von der Macht und Gewalt des Blitzes.

V. 255. Schilderung eines schweren Ungewitters. Der Dichter scheint diesen Gegenstand vorzüglich und unter allen Erscheinungen am meisten mit poetischer Energie ausgearbeitet zu haben. Auch wiederholt er hier nochmals die Erfahrung, daß bleierne Kugeln im Fortschuf (wie er hier sagt) glühend werden.

V. 334. Hier kommt eine Stelle, die vielleicht auf die Newtonische Anziehungskraft hindeuten könnte. Der Dichter sagt nämlich, indem er von der Schnelligkeit des Blitzes spricht: diese entsteht auch daher, weil alle Körper von Natur abwärts neigen; kommt noch ein Stofs hinzu, so verdoppelt sich die Schnelligkeit, und der Trieb wird stärker. Endlich, was von weitem herkommt, nimmt im Fortgang an Schnelligkeit zu, und gewinnt immer neue und neue Kräfte, die den Schlag verstärken; es zieht nämlich die umher befindlichen Stoffe an sich, und treibt sie häufig nach Einer Stelle hin. Vielleicht befinden sich auch noch Theile in der Luft selbst, die die Schnelligkeit vermehren helfen.

V. 347. Weitere Erklärungen von der Durchdringlichkeit des Blitzes.

V. 356. Warum im Frühjahr und Herbst die Gewitter stärker sind.

V. 378. Der Dichter schließt nun diesen Gegenstand, und meint, dies sey die rechte Weise über die Erscheinungen des Blitzes zu sprechen; nicht aus jenen alten Tyrrhenischen Gesängen den geheimen Sinn der Götter daraus deuten zu wollen; woher der Blitz gekommen, wohin er sich gewendet, auf was Art er durch die Mauern gedrungen, und von da sich wieder siegend erhoben habe; auf welches Unglück sein Schlag deute?

V. 386. Der Dichter konnte sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, dem Blitzeschleudernden Jupiter und seinem Anhang einige spitzige Reden zu geben, und scharfe Vorwürfe zu machen.

Sind sie es, sagt er, die mit schreckenerregendem Geräusche die Gewölbe des Himmels erschüttern, und nach Belieben die Blitze umherschleudern; warum treffen sie denn denjenigen nicht, der ungescheut jeden Frevel begeht, und lassen ihn, andern Sterblichen zum

Exempel, aus durchbohrter Brust die Blitzesflammen aushauchen? Nur derjenige, der sich keiner Schuld bewußt ist, wird in Flammen verwickelt von dem himmlischen Feuerwirbel hinweggerissen.

Ferner, warum schießen sie ihre Pfeile, mit vergeblicher Mühe, auf öde Orte? Thun sie es, um ihre Arme und Schultern zu üben? Warum lassen sie die Pfeile des Vaters auf der Erde stumpf werden? Er selbst, warum läßt er es zu, und verwahrt sie nicht vielmehr gegen die Feinde?

Endlich, warum schleudert Jupiter nie seine Blitze vom heitern Himmel, und gießt seine Donner aus? Oder steigt er etwa selbst in den bewölkten Himmel hinab, um desto sicherer den Schuß zu richten? Warum schießt er ins Meer? Was haben ihm die Wellen gethan, die wässernen Flächen, und die schwimmenden Felder?

Will er jedoch, daß wir uns vor den Stral hüten sollen, warum macht er nicht, daß wir ihn sehen können? Will er aber uns unversehens mit dem Feuer ersticken, warum donnert er von jener Seite her, und reizt uns zur Flucht; erregt zuvor Dunkel, Geräusch und Getöse?

Wie kannst du begreifen, daß er seine Pfeile zugleich an mehrere Orte schickt? Und doch wissen wir, daß, wie Hagel und Regen, auch die Blitze an mehreren Orten zugleich niederfallen.

Und nun zuletzt, warum zerschmettert er mit seinem Donner die heiligen Tempel der Götter; ja, seine eigenen herrlichen Sitze? Stürzt die künstlich gearbeiteten Bilder der Götter nieder, und entstellt sein eigenes durch gewaltsame Schläge? Warum zielt er meistens nur nach hohen Orten, und warum sehen wir die meisten Spuren davon auf den Gipfeln der Berge?

V. 423. Nun geht der Dichter auf die übrigen Erscheinungen und Wunder über, die sich hauptsächlich auf unserer Erde zutragen, um die Ursachen davon aufzusuchen.

Erst von der Natur des Presters, oder der Wasserhose, welche, wie der Dichter meint, sich aus dem vorigen leichter erklären lasse.

V. 450. Von Entstehung der Wolken.

V. 494. Vom Regen.

V. 523. Vom Regenbogen.

V. 526. Die übrigen Erscheinungen der obern Luft, als Schnee, Wind, Hagel, Reif, das starre Eis, lassen sich, wie der Dichter meint, gleichfalls aus dem vorigen leicht erklären.

V. 533. Die Erdbeben und ihre Ursachen legt er mit großem Aufwande dichterischer und physikalischer Beschreibung dar.

Wir können ihm hierin nicht folgen, und müssen, wie bei mehreren, auf den Text verweisen. Aus den Erdbeben prophezeit er den Untergang der Erde.

V. 607. Warum das Meer nicht an Größe zunimmt?

V. 639. Der Aetna. Herrliche Darstellungen, Urtheile und Gedanken.

V. 712. Nun der Nil; von dessen Überschwemmungen er die Gründe darlegt, die noch heut zu Tage gelten,

V. 738. Von den Gegenden, die man die Avernischen nennt, weil sie einen giftigen Aushauch haben, der die Vögel, die darüber fliegen sogleich tödtet. Sie werden poetisch beschrieben.

V. 767. Mehrere giftige Aushauche von Dingen.

Man sagt, auf des Helikons Gebirgen fände sich ein Baum, der den Menschen, der an seine Blüthe riechet, augenblicklich tödtet.

V. 840. Von Brunnen, die im Sommer kalt und im Winter warm sind. Mehrere Erscheinungen dieser Art. Ursachen davon.

V. 906. Vom Magnetstein. Weitläufige Erklärung. Er hat seinen Namen von der Landschaft, wo er gefunden wird.

V. 942. Von den unsichtbaren Wirkungen der Natur, die wir an mehreren Gegenständen gewahr werden.

V. 1088. Der Dichter verweilt lange bei dem vorigen Gegenstande, und geht nach und nach über auf die Art und Beschaffenheit einiger Krankheiten. Beschaffenheit der Luft und des Ortes haben darauf den meisten Einfluss, und daher giebt es Krankheiten, die nur gewissen Gegenden eigen sind.

Elephantiasis, ist eine Krankheit, die sich nur in Egypten an den Ufern des Nils zeigt.

Im Attischen Gebiete herrscht das Podagra, und im Achajischen leiden die Augen. So sind andere Gegenden andern Theilen des Körpers schädlich.

Wann sich nun eine solche verderbliche Luft in Bewegung setzt, und wie Nebel und Gewölk allmählich fortschleicht, so ändert und verdirbt sie den ganzen Luftkreis, wohin sie kommt. Kommt sie nun zu uns, so macht sie diesen sich ähnlich und verdirbt ihn.

Dieser fremde Pesthauch fällt nun zum Theil auf das Wasser, setzt sich an die Saaten, an Nahrungen der Menschen und Thiere; oder er bleibt auch in der Luft selbst hangen, vermischt sich mit

dieser und wird mit ihr von uns eingehaucht. So fällt er auch auf Heerden aller Art. Auch ist es dasselbe, ob wir an jene Orte kommen, wo dieser Gifthauch herrscht, oder ob ihn die Natur von selbst uns zubringt.

V. 1136. Hier kommt nun der Dichter auf die bekannte und berühmte Erzählung von der Atheniensischen Pest; worüber ein Gelehrter von uns sogar ein Buch geschrieben hat.

Der Dichter hat den Stoff hiezu zum Theil wörtlich aus dem Thucydides genommen. Aber zwischen einer prosaischen und poetischen Erzählung bleibt immer noch ein Unterschied; und mit welcher Feierlichkeit und Würde, mit welchem Nachdruck des Verses und der Worte, hat sich der Dichter hier nicht ausgesprochen! Man muß kein Gefühl für Dichtkunst haben, wenn man nicht dieses Gemälde als hohes poetisches Produkt zu schätzen weiß.

Auch hat der Dichter eigene Bemerkungen hinzugethan, die nicht ohne Werth und Bedeutung sind.